



РУССКАЯ
БИБЛИОТЕКА
ТОЛСТОВСКОГО
ФОНДА

Russische
Bibliothek
Veranstaltungen
Sozialberatung



**Бюллетень № 144-145
Март-Июнь 2010**

**Bulletin № 144-145
März-Juni 2010**

Titelbild (1954): Tatiana Schaufuss (li) mit Alexandra Tolstoy in ihrem Münchner Büro

Das Bulletin wird seit 1975 herausgegeben.
Es erscheint vierteljährlich.
Der Herausgeber ist:

Бюллетень выходит с 1975 г.
Его издает четыре раза в год:

Tolstoi-Bibliothek
Thierschstr. 11
D-80538 München
Tel.: 089/299 775
Fax: 089/2289312

tolstoi@tolstoi-bibliothek.de
www.tolstoi-bibliothek.de

Redaktion und Verantwortung für den Inhalt:
Tatjana Erschow

Главный редактор:
Татьяна Ершова

Alexandra Tolstoy

UNSERE TOLSTOY-FOUNDATION

Ich habe diese äußerst verantwortungsvolle und schwierige, möglicherweise meine körperlichen Kräfte übersteigende Anstrengung unternommen, die Tätigkeit der Tolstoy-Foundation in den vorangegangenen 31 Jahren zu schildern.

Meine Beweggründe dafür sind das tiefe innere Bedürfnis, ein inneres Gefühl der Verantwortung für die Genauigkeit und Wahrhaftigkeit der Beschreibung der damaligen Geschichte und der nachhaltigen Gram und seelische Schmerz um unser leidgeprüftes Vaterland und all diejenigen, die gezwungen waren, dieses Heimatland zu verlassen.

Nur dank Gottes Hilfe und der Tatkraft von Tatiana Alexeevna Schaufuss wie auch der Opferbereitschaft der Mitarbeiter sowie dank der Güte unserer Gönner konnte die Tolstoy-Foundation folgende Resultate erzielen:

23.000 Flüchtlingen, die Russland auf der Suche nach Freiheit verlassen hatten, die Einreise in die USA (andere Länder Europas und Südamerikas nicht mitgerechnet) zu ermöglichen; dank Suchaktionen über 7.000 Familien mit ihren Verwandten wieder zu vereinigen; in den Ländern Europas, Südamerikas und den USA Altenheime für insgesamt 1.200 ältere kranke Leute aus Russland zu gründen.

Wie gelang es der Tolstoy-Foundation, die über keinerlei Gelder verfügte, all diese Arbeit zu vollbringen? Nur dank dem Mitgefühl und der Opferbereitschaft unserer Freunde wie auch dank dem Interesse seitens Amerikanern und Russen, die unsere Foundation materiell unterstützten. Doch in erster Linie dank der Selbstverleugnung der Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation – sowohl der Verantwortlichen als auch deren Mitarbeiter. Ohne diese Freunde hätte die Tolstoy-Foundation weder existieren noch Hilfe leisten können an alle, die diese Hilfe dringend brauchten. Und wir, die verantwortlichen Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation, möchten ihnen allen heute unseren tief empfundenen Dank für ihre unschätzbare Hilfe zum Ausdruck bringen.

Ungewollt erinnere ich mich an schlaflose, unruhige Nächte. Die gesamte Existenz der Tolstoy-Foundation stand auf der Kippe. Kein Geld war da. Wie sollten wir die Gehälter unserer Angestellten im nächsten Monat bezahlen? Womit bezahlen wir die Büroräume? Und das Wichtigste: wie würden wir den Bedürftigen helfen können? Die Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation hofften, dass gut situierte Flüchtlinge uns materiell unterstützen würden. Leider haben die meisten von ihnen nicht einmal die Schulden gegenüber der Foundation (ca. 90.000 US Dollar) zurückgezahlt. Doch Gott hat unsere Gebete erhört. Und ein Wunder geschah. Absolut unerwartet wurde anonym eine Spende in Höhe von 100.000 US Dollar an uns überwiesen. Die Tolstoy-Foundation war gerettet!

Wo waren und wo sind heute die Menschen, deren Schicksal denjenigen so sehr am Herzen lag, die sich um diese Menschen kümmerten, ihre Interessen wahrten und Leid und Unglück dieser Menschen teilten? Erinnern sie sich irgendwann an die Tolstoy-Foundation? Oder ist das Gute, das die Foundation für diese Menschen getan hat, in Vergessenheit geraten? Doch denken wir lieber nicht daran, sondern erinnern uns an das weise französische Sprichwort: „Tu, was sein soll, und es wird, was sein wird.“ Und freuen wir uns lieber, dass der liebe Gott diejenigen beschenkt hat, die sich bemühen, mit großer Freude und Befriedigung Gutes für andere Menschen zu tun, dass es ihnen

gelingen ist, das Leben nicht nur für sich allein zu leben, sondern auch dem Nächsten zu helfen.

URSPRUNG

Dies geschah im Jahr 1938. Ich erhielt von Frau Tatiana Alexeevna Schaufuss ein Telegramm, in dem sie mich informierte, dass sie erst vor kurzem aus der Tschechoslowakei in die USA gekommen war und mich gerne auf meiner Ranch besuchen würde. Ich kannte Tatjana Alexeevna bereits aus Moskau, wo sie und ihre Freundin Xenia Andreevna Rodsjanko, beide barmherzige Schwestern beim Roten Kreuz, mich in den ersten Jahren nach der Revolution häufig in meinem Haus an der Mersljakovski-Gasse besuchten. Hier, in der Mersljakovski-Gasse befand sich zu der Zeit das Büro der Gesellschaft zum Studium der Werke von L.N. Tolstoi, die bereits die erste vollständige Herausgabe der Werke meines Vaters in 92 Bänden vorbereitete. Meine Zimmer lagen neben den Räumen der Redaktion. Die Wohnung hatte Heißwasser und eine Badewanne, was in der damaligen Zeit äußerte Seltenheit war. Die Schwestern besuchten mich, wenn sie baden wollten. An manchen Tagen sangen meine Nichte Anna Tolstaia (Anetschka) und ich russische und Zigeunerlieder und ich spielte dabei Gitarre.

Später verlor ich die Schwestern aus den Augen. Doch bald erfuhr ich, dass beide verhaftet worden waren und im Lager in Ivanovo saßen.

Zur gleichen Zeit wurde auch ich verhaftet. Doch meine Verhaftung dauerte nur acht Monate, die beiden Schwestern aber wurden zu fünf Jahren Gefängnis und Verbannung verurteilt.

Und heute, 16 Jahre später, hat mich Tatiana Schaufuss auf einer kleinen Ranch in Connecticut gefunden, wo meine gute Freundin Martha Knutson und ich leben und schwer arbeiten müssen.

„Was machst du in diesem Krähwinkel? Mistest du deinen Hühnerstall aus?“ fragte mich Tatiana Alexeevna.

Sie erzählte mir, dass sie auf Einladung des Amerikanischen Roten Kreuzes aus Tschechien in die USA gekommen war. In Tschechien war sie unter der Leitung der Tochter des Präsidenten Masarik, Alisa Masarik, im Flüchtlingskomitee tätig gewesen, das Flüchtlingen, meistens aus der Tschechoslowakei und Frankreich, half und dass das Leben der Russen sehr schwierig war. Wir sprachen einige Tage und Nächte über diese Angelegenheit und dachten darüber nach, wie unsere Hilfe aussehen könnte.

Wer hilft uns? Woher bekommen wir die finanziellen Mittel?

Ganz zufällig trafen wir die Vorsitzende der Kindergesellschaft Fr. Alexeeva. Sie war äußerst bewegt von der Idee der Gründung eines Komitees, das nicht an irgendeine bestimmten Gruppen von Russen Hilfe leistet, z.B. an Kinder, Lyzeumsschüler, Rechtssachverständige, Pensionatsschülerinnen, Ärzte, Ingenieure, Invaliden, sondern alle Hilfe suchenden Russen umfasste.

Um uns selbst bei der Gestaltung dieses neuen Zentrums zu helfen, schlug Alexeeva vor, dass unsere neue Gesellschaft, die erst organisiert werden musste, eine Unterabteilung in ihrer Kindergesellschaft werden sollte. Doch es wurde ein anderer Weg gewählt.

Im Frühling 1939 fand in der Wohnung von B.A. Bachmetjev die erste Gründungsversammlung statt, an der B.A. Bachmetjev, G.V.Sergievskij, S.V. Rachmaninov, der Freund des vorherigen Präsidenten Hoover, Dr. Kolton, Professor Rostovzev, Gräfin S.V. Panina, Rechtsanwalt Graves, T.A. Schaufuss und ich teilnahmen.

In Erinnerung an L.N. Tolstoi beschloss die Versammlung, dieses neue Komitee Tolstoy-Foundation zu nennen. Die Tolstoy-Foundation wurde im April 1939 in New York registriert. B.A. Bachmetjev und B.V. Sergievskij waren die ersten Spender, die mir und Tatiana die Möglichkeit gaben, mit unserer Arbeit zu beginnen.

Hier, in der ersten Sitzung der gegründeten Foundation unterschrieb B.V. Sergievskij seinen ersten Scheck in Höhe von 25 Dollar für Büroausgaben. Dies war unser Anfangskapital, der Grundstock unserer Tolstoy-Foundation.

Ganz am Anfang der Gründung der Tolstoy-Foundation war Tatiana Alexeevna Schaufuss im Amerikanischen Christlichen Komitee tätig. Später, als die Tätigkeit der Tolstoy-Foundation sich ausweitete, war sie gezwungen, dieses Komitee zu verlassen und sich voll und ganz der Arbeit in der Tolstoy-Foundation zu widmen. Doch später begeisterte sie sich mehr und mehr für eine weit umfassende internationale Hilfe für russische Flüchtlinge. Wir verfügten zu der Zeit über keinerlei Mittel, wir wussten nichts über soziale Arbeit in den USA. Allein der Glaube an die Notwendigkeit und den Erfolg dieser Sache stärkten unsere Energie und Ausdauer und gaben uns die Sicherheit, dass wir es mit Unterstützung unserer Freunde Bachmetjev, Sergievskij und Dr. Kolton, einem alten Freund von Tatiana Alexeevna, schaffen würden.

Das Bischofskomitee stellte mir in seinen Räumen in der 4. Avenue einen Tisch zur Verfügung. In diesen Räumen mietete die Tolstoy Foundation später ein Zimmer und zweimal in der Woche arbeitete bei uns eine Stenographistin für ein Gehalt von 5 Dollar pro Tag.

Womit soll man beginnen? Was tun? Geld sammeln! Aber wie? Soll ich Aufrufe verschicken? Und wie schreibt man die? Briefe diktieren? Aber dazu sollte man diktieren können, besonders auf Englisch, ich aber habe nie im Leben etwas diktiert.

Eine dürre, pedantische, nie lächelnde Sekretärin, die schmalen Lippen zusammengepresst und einen Bleistift parat in der ausgestreckten knöchigen Hand mit polierten, rot gefärbten Fingernägeln schwieg redselig. Mit dem Ausdruck der Verachtung schwieg sie in Erwartung der Beendigung meiner langen Pausen, in denen die Büroleiterin der Tolstoy-Foundation wie eine Schülerin vor der Lehrerin stand und nach passenden Worten suchte.

Zu guter Letzt wurde der erste Hilferuf verschickt und die erste Spende in Höhe von 3 Dollar traf ein. Der Spender war Herr Avinov, Museumsleiter in Pittsburgh.

Allmählich kam die Arbeit ins Rollen. Neue Spenden kamen und die Tolstoy-Foundation begann, Flüchtlingen in Frankreich und der Tschechoslowakei zu helfen.

Der Krieg der Sowjets gegen Finnland

Im selben Jahr erklärten die Sowjets am 30. November 1939 Finnland den Krieg. Es schien, als ob dieser mächtige Gigant – die Sowjetunion mit ihrer riesigen Armee - das kleine Finnland mit einer Bevölkerung von etwa 1 Million leicht zerquetschen könne. In der Tat jedoch erlitten die Roten eine blamable, noch nie in der Geschichte dagewesene Niederlage. Und dabei hatten sie der ganzen Welt ihre Brutalität, Unmenschlichkeit und

totale Zerrüttung demonstriert. Die Finnen schützten stoisch ihre Heimat gegenüber der mehrtausendköpfigen Sowjet-Armee.

Halbnackt, in leichte Uniformmäntel gehüllt, mit halb zeretzten Stiefeln, hungrig, von der Kälte geplagt, von Maschinengewehren aus dem Hinterland gejagt, zogen die Rotarmisten gedemütigt vorwärts, ohne zu wissen, wohin sie gejagt wurden, sterbend vor Erschöpfung, erfroren bei minus 40 Grad in den Wäldern Finnlands.

Die Finnen hatten circa 50.000 Soldaten gefangen genommen. Aber wie viele Tausende Russen wurden getötet, wie viele erfroren, wie viele starben an Erschöpfung und Auszehrung! Niemand wird das jemals erfahren. Nicht umsonst nannte der finnische Minister Prokope diesen Krieg „den schwarzen Marsch zurück in die mittelalterliche Zeit“.

Im Januar 1940 beschrieb ein finnischer Soldat in einem Brief an seinen Onkel die Rotarmisten: „Kaum einer der russischen Soldaten hat Stiefel. Sie tragen meist Fußlappen, ausgeschnitten aus groben Säcken, ihre Kleidung ist verlaust, schmutzig. Der kommandierende Offizier schießt häufig von hinten auf seine Soldaten, um sie in den Kampf zu zwingen. Viele sowjetische Flugzeuge landeten freiwillig auf unserem Boden, um nicht im Kampf eingesetzt zu werden.“

Die Brutalität und das unmenschliche Verhalten der sowjetischen Regierung gegenüber den Russen äußerten sich auch darin, dass die Bolschewiken sich weigerten, das Internationale Genfer Abkommen zur Hilfeleistung und Sorge um Kriegsgefangene zu unterschreiben. Sämtliche Länder hatten dieses Abkommen unterschrieben und regelmäßige Beiträge für ihre Kriegsgefangenen geleistet. Nur das sowjetische Russland bildete eine Ausnahme. Und das kleine, vom Krieg erschöpfte Finnland war nicht imstande, die 50.000 gefangen genommenen Soldaten mit Nahrung, Kleidung und Schuhen zu versorgen.

Die Sympathien Amerikas und der ganzen freien Welt galten dem von den sowjetischen Barbaren geschundenen Finnland. Die Amerikaner beschuldigten nicht die kommunistische Sowjetregierung, sondern die Russen, ohne zu begreifen, dass gerade russische Menschen in diesem grausamen und sinnlosen Krieg, in dem Zehntausende unter unmenschlichen Qualen gefallen waren, am meisten litten.

Allein das Internationale Rote Kreuz schickte Lebensmittel für russische Kriegsgefangene nach Finnland. Die Tolstoy-Foundation organisierte ohne zu zögern eine Spendensammlung und leitete diese über das Internationale Rote Kreuz an russische Kriegsgefangene weiter. Dies war die erste bedeutende Aktion der Tolstoy-Foundation. An dieser Arbeit hatte sich Fürst Tschavtschavadze wesentlich beteiligt. Lebensmittelsendungen in Höhe von insgesamt 34.000 Dollar wurden nach Finnland geschickt, doch die russischen Soldaten haben nie erfahren, dass nicht nur das Amerikanische Rote Kreuz ihnen geholfen hatte, sondern auch russische Emigranten, die über unsere Tolstoy-Foundation augenblicklich reagierten und Hilfe an ihre Landsleute in Not leisteten. Ihre Dankbriefe für die Unterstützung schickten sie an das Rote Kreuz.

Und wie rührend waren diese Briefe! Das rote Kreuz gestattete Tatiana Alexeevna und mir, diese Briefe zu lesen. So viel seelische Herzlichkeit, Sehnsucht, Leid, Dankbarkeit steckten in den Briefen dieser Menschen, dass man sie hier, in diesem fremden Land nicht vergessen hatte. Es war unmöglich, diese Briefe zu lesen ohne zu weinen. Was für ein starker Glaube lebte noch im Herzen dieser Menschen! Einige baten in ihren Briefen, ihnen Leibkreuze zu schicken, andere baten um Evangelien. Und die Tolstoy-

Foundation erfüllte ihre Bitte und schickte über die Bibel-Gesellschaft 5.000 Leibkreuze und 10.000 Evangelien.

Doch trotz unserer Hilfe und der Unterstützung seitens des Roten Kreuzes fiel es den Finnen schwer, die russischen Kriegsgefangenen zu ernähren. Nach Ende dieses Krieges wurden die verbliebenen Rotarmisten in das Sowjetische Russland zurückgeschickt.

Zur Geschichte der bolschewistischen Diktatur gehörte auch eine weitere böse Greuelat. Später erfuhren wir, dass 36.000 mit dem Leben davongekommene Kriegsgefangene Rotarmisten, nach ihrer Rückkehr in Russland von den Sowjets erschossen wurden!

Die Wunderfarm der Tolstoy-Foundation

Wenn man mich und T.A. Schaufuss fragte: „Wie existiert die Tolstoy-Foundation?“, antworteten wir stets: „mit Gottes Hilfe“. Eines dieser Wunder geschah in Amerika im Vorfrühling 1941. Wir hatten bereits seit längerer Zeit die Idee, auf unserer Farm eine Zufluchtsstätte für russische Emigranten zu gründen, in der ein obdachloser Russe ein Dach über seinem Kopf und Arbeit finden könnte.

Diese Idee unterstützte auch Bachmetjev: „Falls ihr beide die Farm leiten würdet, so würde ich die ersten 5.000 Dollar in diese Sache investieren“ – sagte er. Doch obwohl zu der Zeit Grund und Boden viel billiger waren, war es trotzdem unmöglich, ein entsprechendes Landgut mit fertigen Bauten für diesen Preis zu kaufen. Trotz alledem suchten wir weiter nach einem entsprechenden Grundstück.

Tatiana Alexeevna war in einer Hilfsorganisation für christliche Flüchtlinge tätig. Wir aber, meine gute Freundin Martha Knutson und ich, besichtigten verschiedene Farmen, die uns von amerikanischen Immobilienfirmen empfohlen wurden. Doch alles, was wir uns ansahen, war entweder zu teuer oder schlecht.

Eines Tages schlug uns der Immobilienmakler vor, eine, wie er uns versicherte, sehr gute Farm 30 Meilen entfernt von New York, für einen Preis von 15.000 Dollar anzusehen. Die Idee gefiel uns sehr. Und am Sonntag, als Tatiana frei hatte, fuhren wir alle drei zur Besichtigung der Farm. Der Makler kam mit. Er teilte uns mit, dass die Farm früher Miss Harkness gehört hatte, einer sehr reichen Frau, die unter ihrem Namen eine Foundation gegründet hatte. Diese Foundation spendete und baute Krankenhäuser und Universitäten.

Früher hatte das Grundstück zu einem Sanatorium für herzkranken Kinder gehört. Doch da das Haus dreistöckig war und den Kindern Treppen steigen verboten war, wurde das Sanatorium geschlossen und die Farm verfiel. Hübsche Waldgegend, der Weg von New York verlief entlang dem Hudson River. Hier und da waren weiße Häuschen verstreut, riesige wasserreiche Seen um die Städtchen herum. Die Farm war 70 Acres groß, 2 Häuser, mehrere zusätzliche Gebäude, ein Brunnen, und all das in guten Zustand. Aber es kostete 15.000 Dollar!!

Wir aber hatten nur die von Bachmetjev versprochenen 5.000 Dollar. Was sollten wir tun? Vielleicht einen Kredit bei einer Bank aufnehmen?

Ab und zu besuchte eine Amerikanerin das Hilfsbüro für christliche Flüchtlinge. Sie hatte irgendeine Beziehung zu diesem Büro. Tatiana Alexeevna freundete sich bald mit dieser Frau an.

„Was ist los mit Ihnen?“, fragte eines Tages die Amerikanerin. „Ich bin sicher, Sie haben heute irgendwelche Probleme!“

„Na ja, ich weiß nicht, was ich tun soll, Alexandra Tolstoy will eine Farm kaufen, wo wir Flüchtlinge unterbringen könnten. Eine Farm haben wir gefunden, sie kostet jedoch 15.000 Dollar, wir aber haben nur 5.000...“

„Und wem gehört die Farm?“

„Frau Harkness.“

„Ach, es ist die Harkness, die das Medical Center und die Yale-University gebaut hat. Mein Ehemann ist ein guter Freund von Mrs. Harkness. Er wird sie ansprechen.“

Einige Tage vergingen. Ich arbeitete in meinem Büro, als das Telefon klingelte und der Chef der Commonwealth Foundation mich in sein Zimmer bat. Er stellte mir einige Fragen, die wichtigste Frage war: wie hoch sind die Verwaltungsausgaben der Tolstoy-Foundation? Seine Frage brachte mich in Verlegenheit. Doch meine strenge Sekretärin hatte gerade den Betrag ausgerechnet, den wir für Verwaltungsausgaben zahlen. Es stellte sich heraus, dass es 3% waren. Zwei Tage später leiteten wir unsere Antwort weiter. Und einige Tage später wurde ich wieder angerufen: „Frau Harkness spendet der Tolstoy-Foundation ihr Anwesen“... Ich fiel beinahe vom Stuhl. Ein Wunder war geschehen! Die Tolstoy-Foundation hatte umsonst ein riesiges wertvolles Vermögen erhalten! Und die Arbeit ging flott vonstatten.

Anfang Juli 1941 fand die feierliche Einweihung der Farm der Tolstoy-Foundation und des ersten Kindererholungslagers statt.

Unter den alten Bäumen vor dem Haupthaus zelebrierte Metropolit Theophil eine Messe und weihte die Farmhäuser. Zu dieser feierlichen Einweihung kamen viele Menschen aus New York und Umgebung. Plötzlich erschien während der Feierlichkeiten ein Wasserflugzeug und zog Kreise über der Menschenmenge. Dies war unser Freund Sergievskij, der Kreise über der Farm flog. Er landete auf dem Rockland See, und wurde von dort zu uns auf die Farm begleitet.

Während des Mittagessens, als alle Gäste noch am Tisch saßen, sangen und sich freuten, erblickte ich eine alte Frau, die allein in einer Ecke auf der Terrasse des großen Hauses saß und bittere Tränen weinte. Ich ging zu ihr und sprach sie an:

„Was ist mit Ihnen?“

„Ich habe eben erst meine Tochter beerdigt“, sagte sie und weinte erneut. „Wozu ich lebe, weiß ich selbst nicht, krank, alt, einsam. Wer braucht mich?“ Sie tat mir unendlich leid!

„Wir brauchen Sie. Ziehen Sie doch zu uns und wir werden Ihnen wenigstens teilweise Ihre Familie ersetzen.“

„Ist das denn möglich?“

„Natürlich ist das möglich. Dieses Haus ist für euch Einsame.“

Und so wurde Maria Alexandrovna Mitglied unserer Familie. Sie war scharfsinnig, lustig, aber streng zu sich selbst und anderen Menschen, sie half jedem mit allem, was sie geben konnte. Sie sang im Kirchenchor, stickte und nähte Messgewänder für die Kirche. Als wir billige Bretter für Hühnerställe gekauft hatten, stellten wir fest, dass sämtliche Bretter Nägel hatten und alle versammelten sich, auch die älteren Kinder, um die Nägel zu entfernen. Was uns besonders wunderte, war, dass auch Maria Alexandrovna sich zu uns allen gesellte, um die Nägel zu entfernen und uns alle mit ihrer Energie und ihrem Scharfsinn erfreute.

Wenn ich mich daran erinnere, denke ich unwillkürlich: Wo ist diese Vergangenheit hin? Was ist passiert? Warum verlief damals das Leben mit einem Schwung, mit Begeisterung, als die Menschen für Ideen lebten, ohne dabei an Arbeitsstunden und Geld zu denken? Und wie glücklich wir alle waren, zufrieden, einig...

Wir sangen während der Arbeit, Maria Alexandrovna hatte einen reinen angenehmen Sopran, ich sang ihr nach und der Rest von uns stimmte ein:

... Im Garten wuchs die Himbeere...

Der Kauf der Farm war ein bedeutendes Ereignis im Leben der Tolstoy-Foundation, das eine immense Rolle bei ihrer weiteren Tätigkeit spielte.

URSPRUNG

Die Farm entstand buchstäblich aus dem Nichts. Leere Räume, kein Tisch, kein Stuhl, kein Werkzeug. In der Farm war keine Seele zu sehen außer einem alten Wächter und seiner Ehefrau, die in einem der Häuschen wohnten. Wir mussten absolut alles besorgen, um die ganze Sache anlaufen zu lassen.

Die 5.000 Dollar von Bachmetjev verwendeten wir für die Ausstattung. Die Quäker spendeten uns Betten; eine reiche Amerikanerin schenkte uns zwei große reinrassige Kühe, 2 riesige Säue, die Stamm-Mütter für viele weitere Generationen wurden und sich in den nachfolgenden Jahren zahlreich vermehrten.

Tatiana Alexeevna Schaufuss, Martha Andreevna Knutson und ich zogen aus New York auf die Farm. Unser alter „Ford“ kam nicht zur Ruhe. Tatiana Alexeevna kaufte auf verschiedenen Auktionen Möbel zu Spottpreisen: Stühle zu je 50 Cent, die bis heute noch ihren Dienst leisten. Ich arbeitete im Gemüsegarten mit zwei Jungen, den Söhnen unseres zu der Zeit einzigen Hausangestellten Emeljan. Seine Ehefrau Anna Emeljanovna, eine ruhige, sehr gutherzige Frau, war in der Küche tätig. Später schafften wir einen Traktor an. So konnte ich den Gemüsegarten bearbeiten, mähen und rechnen. M.A. Knutson übernahm die Hauswirtschaft und später beschäftigte sie sich mit der Hühnerzucht. Einige Jahre später wurde sie Direktorin des Ferienkinderlagers.

Eines Tages im Sommer, als die Arbeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschien bei uns auf der Farm eine Gruppe von Boy-Scouts geleitet von Lad Johnson Puchalski. Lad entpuppte sich als tatkräftiges Mitglied der FROS (Föderation der russisch-orthodoxen Klubs). Er hatte Interesse für unsere Tolstoy-Foundation gezeigt und einige seiner Mitglieder leisteten für unseren Fond unschätzbare Dienste. Diese jungen Leute verrichteten jegliche Arbeit: sie wuschen, putzten und stellten Betten auf, und das Wichtigste dabei war, dass diese wohlwollenden, lustigen, hilfsbereiten Jugendlichen eine gute und fröhliche Stimmung unter den Veranstaltern der Farm unterstützten.

Allmählich, Jahr für Jahr wurde die Farm weiter aufgebaut. Die Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation suchten nicht nach Bedürfnissen: die Bedürfnisse selbst „klopfen an die Tür“ der Tolstoy-Foundation und sie öffneten ihre Türen für die neuen Ideen. So entstand auf der Farm ein Kinderheim. T.A. Schaufuss erfuhr, dass in New York zwei russische Kinder alleine wohnten: Bruder und Schwester. T.A. Schaufuss fiel beinahe in Ohnmacht, als sie die Verwahrlosung der Kinder erblickte. Die Kinder in diesem Haus lebten in halbdunklen Zimmern, verschlossen, ohne frische Luft, ohne Spielzeug, wie im Gefängnis - erzählte Tatiana Alexeevna. Nachdem wir erfahren hatten, dass die Eltern der Kinder im Irrenhaus waren und die Kinder keine anderen Verwandten hatten, nahm Tatiana Alexeevna, ohne viel nachzudenken, die beiden Geschwister mit und

brachte sie auf die Farm. So wurde der Grundstein für ein Kinderheim gelegt. Das Kinderheim wurde schnell gefüllt. Bald hatten wir 12 bis 15 Voll- oder Halbwaise.

Fast gleichzeitig mit Beginn der Existenz der Farm tauchte die Frage nach der Gründung einer Hauskirche auf. Der einzige Platz, wo man eine Hauskirche organisieren könnte, war das dreistöckige Haupthaus, im größten Zimmer im zweiten Stock. Wir sammelten sämtliche vorhandenen Ikonen, der Pfarrer weihte unser kleines Gotteshaus ein wir bildeten einen kleinen Chor mit allen, die in diesem Haus wohnten, und die Gottesdienste begannen, obwohl wir noch keinen Altar hatten. Zuerst war Vater Inna unser Priester, ein einfacher Mann, sehr gütig, sehr liebevoll - wir alle gewannen ihn lieb.

Doch er war sehr krank und blieb nicht lange bei uns. Als er starb, kam Bischof Sawwa zu uns, ein Flüchtling aus Polen. Bischof Sawwa liebte die Kinder sehr, er erteilte ihnen Religionsunterricht, arbeitete mit ihnen im Gemüsegarten und ging mit ihnen zum Baden an den See.

Wie viele Leute kamen und blieben auf der Farm! Jede Sache gedeiht, wenn die Menschen selbstlos an die Sache herangehen, sich voll und ganz ohne Eigennutz dieser Sache widmen, und je mehr sie leisten, desto größer wird auch der Erfolg. Und auch die Kraft wächst und die Liebe zu dieser gemeinsamen Sache. Wie viele Menschen opferten gerne ihre Zeit und Energie für ihren Aufbau, sie arbeiteten ununterbrochen Tag und Nacht.

Wie können wir unsere liebste Martha vergessen, jeder nannte sie „unser Marthalein“. Es gibt nicht viele Menschen dieser Art, nicht mehr, und möglicherweise wird es sie nie mehr geben. Die meisten Menschen widmen gewöhnlich ihre Zeit und Kraft der Familie und der Arbeit, die ihnen materiellen Nutzen bringt und nur sehr wenige widmen sich voll und ganz der gemeinnützigen Arbeit. Martha Andreevna Knutson gehörte zu jenem Typ Mensch, für den die persönlichen Interessen stets im Hintergrund standen. Geld? Das interessierte sie absolut nicht. Sie verteilte stets ihr Geld. Kleider interessierten sie nicht. Sie trug üblicherweise schwarze oder dunkelgraue Kostüme, stets sehr sauber, und Blusen mit hohem Kragen.

Ihr glatt gekämmtes blondes Haar, das keine Dauerwelle kannte, ihr zärtliches Lächeln, ihre freundlichen grauen Augen harmonierten mit ihrer gesamten weiblichen Erscheinung. Kraft, Gesundheit? Die brauchte sie nur für die Sache, an die sie fest glaubte.

Sie hatte die Höhere Frauenschule absolviert und ihr Leben lang als Lehrerin gearbeitet. Kinder waren für sie die höchste Freude im Leben und sie widmete ihnen all ihre Kraft. Wenn sie mit Kindern zusammen war, leuchteten ihre graublauen Augen unter den hellen Wimpern und strahlten unendliche Zärtlichkeit und Güte aus – und sie war dabei glücklich. Martha Andreevna war schwedischer Herkunft. Nach der Oktoberrevolution war sie in der Schule von Jasnaja Poljana tätig gewesen, erst als Lehrerin und später als eine meiner Stellvertreterinnen für die dortige experimentelle Musterschule, welche vier Kindergärten sowie vier Schulen der ersten Stufe, die Siebenklassen- und Zehnklassenschulen vereinte.

Nachdem ich Russland verlassen hatte, ließ ich mich ein Jahr später in Amerika auf einer kleinen Farm nieder. Für diese kleine Farm musste ich 1.000 Dollar auf den Tisch legen, die ich mit Vorlesungen und Artikeln in verschiedenen Zeitschriften verdient hatte. Später gesellte sich auch Martha dazu. Und im Jahr 1941, als die Harkness

Foundation uns die Farm schenkte, zogen wir alle drei Martha Andreevna und ich zusammen mit Tatiana Alexeevna auf die Farm, und die Arbeit ging flott vonstatten.

Es gab keine Sache, die Martha nicht erledigen konnte! Sie scheute keine Arbeit: sie nähte, kochte vorzüglich, lernte wie man Hühner züchtete, tippte auf der Schreibmaschine, doch das Wichtigste war ihr die Arbeit mit den Kindern.

Alles, was Martha tat, erledigte sie langsam, ohne unnötige Eile, doch alles, was ihre Hände berührten, war durchdacht und wurde akkurat bis zum Ende ausgeführt.

Ich kann mich noch heute daran erinnern wie kleine niedliche Küken zu uns auf die Farm kamen. Sie wurden im unlängst erbauten Hühnerstall untergebracht. Erst vor kurzem waren Öfen in den Stall aufgestellt worden und die Temperatur im Hühnerstall musste konstant gehalten werden, damit es nicht zu kalt und nicht zu heiß war. Martha Andreevna war so sehr in Sorge um das Wohlbefinden der Küken, dass sie ihr Klappbett in den Hühnerstall brachte und nachts dort mit den Küken schlief, um die Raumtemperatur zu beobachten. Das ging eine ganze Woche so.

Als wir kein Kochpersonal hatten, zog sich Martha Andreevna eine Schürze an, stellte sich an den Herd und bereitete für uns alle Mittagessen und Abendbrot. Wenn wir niemanden zum Zimmerputzen und Bodenschrubben hatten, so schürzte sie ihren Rock und erledigte mit Freude auch diese Arbeiten.

In den Jahren 1947-1948 standen wir oft um 2-3 Uhr früh auf, um DPs aufzunehmen. Manchmal waren es Gruppen von 50-70 Menschen. Martha Andreevna schickte die Köchin nach Hause und bereitete den Flüchtlingen aus Deutschland, Österreich und Italien selbst das Abendbrot. Und für jeden dieser Menschen fand sie immer gutes und zärtliches Wort.

Dank Martha Andreevna waren alle Doppelbetten, die man damals benutzte, weil es nicht genügend Platz gab, akkurat mit Tagesdecken bedeckt und saubere Handtücher hingen neben den Betten. Für die Kinder gab es kleinere Einzelbetten.

Martha Andreevna beklagte sich nie, dass sie müde sei, doch an manchen Tagen war ihr blasses Gesicht blasser als sonst.

Als auf dem Gelände der Farm ein Kinderheim für Waisen und Halbwaisen gegründet wurde, übernahm Martha Andreevna die Leitung dieses Kinderheimes, und hier fühlte sie sich in ihrem Element. Sie bestrafte die Kinder äußerst selten, es bereitete ihr Kummer, sie hatte Tränen in den Augen, wenn die Kinder etwas Schlechtes taten. Und ihre Traurigkeit in diesen Momenten wirkte auf die Kinder stärker als jede Bestrafung. „Seien Sie bitte nicht böse, Martha Andreevna, ich werde das nie wieder tun!“ Die Kinder und überhaupt alle mochten sie sehr. Und wie kann man diesen heiligen Menschen vergessen?

Wir können auch einen anderen uns sehr ergebenen Mitarbeiter nie vergessen, der mit uns zusammen unser Werk aufbaute: Leonidytsch, mit seinen großen von der Arbeit schwieligen Händen, einem lieben halbschüchternen Lächeln, mit seiner Ergebenheit für die Kirche!

Leonidytsch kam zu uns, um mit anderen russischen Zimmerleuten auf der Farm zu arbeiten. Aus irgendeinem Grund waren die Zimmerer nur nachts beschäftigt, tagsüber sofften sie und schliefen danach. Und Leonidytsch tat das Gleiche. Doch nachdem alle Zimmererarbeiten erledigt waren, gingen die Zimmerer weg, aber Leonidytsch blieb auf

der Farm. Jahre vergingen und Leonidytsch hatte sich so gut in unsere Arbeit integriert, dass er zu einem notwendigen Bestandteil unserer Farm wurde.

Er konnte alles: singen, in der Kirche lesen, hat einen Altar gebaut, tischlerte, malerte, verlegte elektrische Leitungen, reparierte unsere Autos...

Doch bei großen Festen oder bei Geburtstagsfeiern musste sich Leonidytsch unbedingt betrinken, und nur Tatiana Alexeevna war imstande, ihn zu überzeugen, zu Bett zu gehen. Er verehrte Tatiana Alexeevna und akzeptierte nur sie allein als Autorität.

Einige Jahre lang lebte Anna Iljinitchna Andreeva, die Witwe des Schriftstellers, bei uns auf der Farm. Sie war lustig, lebensfroh, mochte gute Scherze und scherzte selbst, oft machte sie sich über jemanden lustig, sie brachte viel Leben in unsere Umgebung. Sie arbeitete in der Hühnerzucht, sie sortierte, wusch die Eier und legte sie in die Kartons für den Verkauf. Wenn sie über ihren verstorbenen Mann erzählte, leuchteten ihre großen braunen Augen, ihr wunderschönes Gesicht verklärte sich und sah wesentlich jünger aus.

Doch der General in der Hühnerzucht war die alte Eugenia Nikolaevna Navrozakaja. Sie war schnell, energisch, arbeitete tadellos. Wie kam es, dass diese nicht mehr junge, gebildete, sehr belebte Dame, Ehefrau einer Persönlichkeit des Öffentlichen Dienstes in Odessa, lernte, so gut zu arbeiten? Sie war zu allem bereit, um mehr Geld für die Tolstoy-Foundation verdienen zu können.

„Eugenia Nikolaevna, Sie haben das kleine Ei in die Kiste für große Eier gelegt, das darf man nicht tun!“

„Ach, keiner wird es sehen, aber die großen Eier sind teurer.“

Man erzählte, dass einmal die Katze ein Küken stibitzte und ihm einen Flügel abbiss. Eugenia Nikolaevna spülte den Flügel ab, säuberte ihn und ... verkaufte ihn. Die Käufer, die zu ihr kamen, um Eier zu kaufen, mochten sie. Englisch sprach Eugenia Nikolaevna nicht, sie sprach nur Französisch und Deutsch und die Besucher, meistens Juden aus der Umgebung, verstanden sie ausgezeichnet. Woher die Leute zu uns auf die Farm kamen, ist schwer zu sagen.

Auf Bitte von Schaljapins Witwe wurde sein Manager, Mark Bitschurin, der aus der Tschechoslowakei kam, von uns eingeladen, um sich unsere Farm anzusehen. Bitschurin brauchte Urlaub. Doch die Erholung dauerte nicht lange, weil er sich sehr bald entschloss, mit anzupacken. Dieser große und schwerfällige Mann arbeitete zum ersten Mal in seinem Leben körperlich: krächzend und schweißgebadet mähte er den Rasen, schleppte Ziegelsteine für die Fundamente der Hühnerställe, die von Kosaken gebaut wurden...Doch einfach im Sessel sitzen und ausruhen, während die Anderen um ihn herum schwer arbeiteten, konnte er nicht. Und wir, wir lächelten nur verschmitzt.

Die wenigen Alteingesessenen der Farm erinnern sich mit Vergnügen an ihre ersten Jahre dort. Die Tomaten reifen heran...Unter den schattigen Bäumen wurden Tische aufgestellt, die Tomaten wurden gereinigt, aussortiert und in die Körbe gelegt. Zu diesem „Tomaten-Klub“- wie er genannt wurde – gesellten sich alle. Gewöhnlich wurden während der Arbeit Neuigkeiten ausgetauscht. Oft wurden Zukunftspläne besprochen. Manchmal sangen wir Lieder, erinnerten uns an die Vergangenheit. Doch Tomaten sortieren wollte gelernt sein. Der Sorte nach. Die unterste Reihe wurde mit kleineren und nicht ganz reifen Tomaten ausgelegt, die obere Schicht jedoch mit reifen und sehr großen Tomaten. Und nachdem die Körbe voll waren (der Korb sollte ein ganz bestimmtes Gewicht haben), wurden sie in einen Wagen verfrachtet und circa um 1 Uhr

nachts fuhren Tatiana Alexeevna und Leonidiytsh nach New York, zum Washingtoner Bazar zum Verkauf. Nachdem die Ware abgeliefert war, wurde der Wagen mit Obstkisten beladen, die vor den Feiertagen spottbillig verkauft wurden. Und am nächsten Tag traf sich der Klub wieder, diesmal war das Thema: „Aprikosen“ oder „Pfirsiche“. Das Obst wurde sortiert und konserviert: hunderte von Gläsern für den Winter. Diese „Obst-Klubs“ waren bei allen, die daran beteiligt waren, sehr beliebt, denn es war eine gute Gelegenheit sich an verschiedenem Obst satt zu essen.

Die Leiter des Hauses und des Ferienlagers wechselten, doch die grundlegenden Prinzipien blieben sowohl im Kinderhaus als auch im Ferienlager bestehen: religiöser Unterricht für die Kinder, russische Sprache, erste Bekanntschaft mit der russischen Kultur, Landwirtschaft und Sport.

In der Kirche sang jeder, der singen konnte. Der Dirigent hieß Sluzkij, ein ehemaliger Schüler des berühmten Dirigenten Koschewskij, der in seiner Vergangenheit große Kirchenchöre in Kiew geleitet hatte und es jetzt mit den wenigen stimmlosen Mitarbeitern der Farm zu tun hatte. Am besten sang Leonidytsch mit seinem Bariton, alles wurde jedoch von der jungen, kräftigen Sopranstimme der Ältesten von uns allen, von M.A. Michailova, übertönt.

Doch bald starb unser wunderbarer Dirigent und Mensch. Danach kam jeden Samstag aus New York Graf Lambsdorf, der unseren Chor leitete. Bischof Sawwa verließ uns und reiste nach England. 1946 kam aus Frankreich Vater Michail Jelenewskij mit seiner Frau und zwei kleinen Söhnen. Der kleinere Sascha lag noch in der Wiege und der ältere Sergej war 3 Jahre alt. Dieses Kind hat uns alle bezaubert: kindlich ernsthaft, ruhig, weinte er fast nie, und betrachtete die Welt und uns gutmütig und lieb von der Höhe seiner schuldlosen Erhabenheit herab, und lächelte wunderbar.

Friedlich und freundschaftlich verlief das Leben auf der Farm und keiner ahnte, welche immense Rolle die Tolstoy-Farm bei der Übersiedlung von Flüchtlingen aus Europa nach dem 2. Weltkrieg spielen würde: die Farm gewährte vielen Tausenden von Russen Asyl und zeitweiligen Unterschlupf und leistete später Hilfe für Hunderte Alte und Kranke.

Ich kann mich heute nicht genau erinnern, in welchem Jahr das passierte. Doch es war zu Beginn des 2. Weltkrieges. Und obwohl wir weit entfernt waren, spürten wir im alltäglichen Leben, wie die Situation an der Front war.

Langsam verschwanden Lebensmittel, der Zucker wurde rationiert, lebenswichtige Güter verschwanden, es war schwer, ein neues Auto zu kaufen – sie waren einfach vom Markt verschwunden und die übriggebliebenen waren, stiegen enorm im Preis.

Eine Zeit lang hatten Tatiana Alexeevna und ich kein Auto, was zu jener Zeit ein Problem war. Wir hatten nur einen kleinen Ford-Lastwagen. Da passierte folgendes:

Unser treuer Leonidytsch betrat eines Morgens unsere Garage und sah, dass unser „Ford Mercury“ weg war. Aufgeregt rannte er zu unserer Mitarbeiterin Nina Russkaja und schrie: „Nina Alexandrovna, sind Sie zuhause? – Na ja, ich bin da, was ist?“ Doch Leonidytsch rannte bereits weiter. Total außer Atem rannte er in das Zimmer von Tatiana Alexeevna und schrie er laut; „Tatiana Alexeevna, sind Sie da? „Was für eine dumme Frage“. Doch Leonidytsch rannte bereits weiter, zu mir. „Alexandra Lvovna, sind Sie auch zuhause?“ „Na ja, was ist denn los? Wie Sie sehen, bin ich zuhause.“

„Ja ihr alle seid zuhause, doch euer Wagen ist nicht zuhause. Und der Kosake Iwan ist auch nicht zuhause.“

Danach stand alles Kopf. Die Polizei leitete die Suche nach dem Auto ein, doch unser wunderschöner „Mercury“ blieb verschwunden. Zu der Zeit war es unmöglich, einen neuen oder auch nur einen alten Wagen zu kaufen. Doch circa zwei Monate später wurde der „Mercury“ zerschlagen und kaputt von der Polizei in Florida gefunden. Wir haben ihn repariert und konnten weiter damit fahren.

Große Hilfe kam von den Kosaken: sie bauten uns kostenlos vier riesengroße Hühnerställe. Es gab keinen offiziellen Vertrag zwischen den Kosaken und der Tolstoy-Foundation, doch man ging davon aus, dass unser Fond der Kosakengemeinde circa fünf Acres Land abtreten würde: von der südlichen Grenze nahe der Autobahn bis zu dem Gelände von Joy Acres, wo das Land der jüdischen Gemeinde gehörte.

Der Kosaken-Älteste sprach langsam, wichtig, gedehnt, die Worte zwischen den Zähnen ausstoßend, im verhaltenen Basston redend, gleichzeitig seinen bereits weiß werdenden Schnurrbart zwirbelnd, als ob er uns eine große Ehre erweise.

Sie sangen Kosakenlieder, machten Lagerfeuer neben der Schlucht, aßen, tranken Bier aus Fässern und vielleicht auch etwas Stärkeres. Von irgendwoher kam ein Pferd. Die Kosaken, vollführten gekonnt einige Reiterkunststücke.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Der alte Kosake G., der sich kaum auf den Beinen halten konnte, versuchte aufs Pferd zu klettern, das Pferd galoppierte los und er fiel im wie ein Sack vom Pferd herunter. Als die Kosaken ihn zu uns in die Wohnung brachten, stellten wir sofort fest, dass sein hilflos herunterhängender Arm gebrochen war. Nachdem ich den Alten mit Mühe und Not in meinen Wagen gezwängt hatte, brachte ich ihn zum Arzt. Der Doktor, ein Italiener, seine Frau, eine Krankenschwester eine russische Jüdin. „Bewegen Sie Ihren Arm nicht!“, schrie der Arzt, „Sie verschieben den Knochen! „Bitte, bewegen Sie Ihren Arm nicht!“, flehte ihn die Ehefrau des Arztes an, indem sie versuchte, seine Hand zu halten, mit der er herumfuchtelte. Oh, du ... (Schimpfwort),- brüllte aus vollem Halse G., der bereits stark betrunken war. Verstehst du denn nicht, (Flüche) wer ich bin? Wir sind Kosaken, wir haben die Heimat verteidigt! Und weiter folgten noch blumigere Schimpfworte.

Dann black out! Sirenen! Das Licht ist aus. Totale Finsternis. Betrunkene Kosaken schlendern über die Farm, du kannst sie nicht sehen. Nur trunkene Schreie, Gelächter sind zu hören.

Im Empfangszimmer steht unser Direktor und Kassierer. Er ist gekommen, um mit den Kosaken den Vertrag zu unterschreiben. Auch Tatiana Alexeevna und der Kosaken-Älteste sind da.

Doch ich war so sehr verärgert darüber, dass die Kosaken sich betrunken hatten und dass ich sie alle mit dem Bus zur Eisenbahnstation würde bringen müssen, dass ich auf stur schaltete. Was würden wir tun, wenn die Kosaken auch weiter ähnliche Zechgelage auf dem Farmgelände veranstalten würden? Wozu brauchen wir das? Und dann sagte ich trotz der Peinlichkeit der gesamten Situation die Unterzeichnung des Vertrags ab. Vielleicht stand mir Gott bei. Auf dem Teil des Grundstücks, das wir den Kosaken abtreten sollten, prangt heute ein wunderschönes, Millionen Dollar teures Gebäude des Nursing Home, das sechshundneunzig russische kranke Alte betreut. Ein Haus, in dem sie wahrscheinlich noch viele Jahre Ruhe und Pflege finden werden.

Der Krieg und die Wlassow-Armee

Während auf der Farm und im Büro der Tolstoy-Foundation ruhige, schöpferische Arbeit geleistet wurde, reiften in der Welt draußen böse Ereignisse heran. Die ganze Welt tobte und brodelte wie ein Kessel. Die Atmosphäre eines schweren Gewitters lag in der Luft: was kommt morgen?

Kaum war der Krieg in Finnland beendet, als ein neuer Krieg die Welt erschütterte. Auf Hitlers Befehl besetzen die Deutschen trotz des verzweifelten, mutigen Widerstands der Polen, am 1. September 1939 Polen. Und gleich danach, am 18. September desselben Jahres unterschrieben die Sowjets einen Vertrag mit Hitler.

Der zweite Weltkrieg wurde entfacht, an dem 70 Nationen direkt oder indirekt beteiligt waren.

Viele Millionen russischer Menschen in der Sowjetunion wie auch Russen, die in anderen Ländern verstreut waren, verfolgten mit großer Hoffnung die Bewegung der Wlassow-Armee. Der Tatsache, dass General Wlassow gezwungen war, sich zeitweilig unter deutschen Schutz zu stellen, maßen die Russen, die in der Mehrzahl die Nazis hassten, keine große Bedeutung bei. Auf der einen Seite Stalin, auf der anderen – Hitler. Einige wollten ihr Leben erhalten und suchten Schutz bei den Kommunisten, andere bei den Nazis. Es gab keine Mitte... Doch die Menschen im Westen sahen damals die Gefahr nur seitens der Nazis, sie waren blind gegenüber der tödlichen Bedrohung, die vom Kommunismus in der ganzen Welt ausging.

Die ROA (Vereinigte Russische Armee), General Wlassow – hier erwarteten die russischen Menschen ihre Rettung. Hunderttausende traten in seine Armee ein. Doch er wurde erst von Deutschen und dann von den Verbündeten verraten. Die Hinrichtung von General Wlassow in der UdSSR als „Vaterlandsverräter“ ist eine der schlimmsten Gräueltaten unserer Zeit. Die Verbündeten wussten nicht, was sie taten, als sie Wlassow den Kommunisten auslieferten.

Es ist unmöglich zu verstehen oder zu erklären, was danach in der christlichen Welt geschah.

Am 11. Februar 1945 wurde in Jalta ein Abkommen zwischen den drei Weltmächten unterzeichnet - über die gewaltsame Repatriierung aller sowjetischer Bürger, die sich zu der Zeit in allen von den Alliierten besetzten Ländern aufhielten. Daraus wurde eine der grausamsten Tragödien unserer Zeit. Das große freie Amerika, bekannt durch seinen Humanismus und seine Opferbereitschaft, ein Land, das stets Völkern in Not beistand, sei es bei Hunger, Erdbeben oder Überschwemmung, verstieß zum ersten Mal gegen seine eigene Verfassung, seine eigenen Freiheitsideale, die Ideale der menschlichen Würde und der Menschenrechte, die von zwei bedeutenden Weltführern, Franklin D. Roosevelt und Winston Churchill, wiederholt proklamiert wurden, und verurteilte Hunderttausende zu einem qualvollen Tod, zu unmenschlichen Foltern oder bestenfalls zu unbefristeter Zwangsarbeit. Vielleicht wusste der halbkranke Roosevelt nicht, was er tat, doch Churchill, der große, kluge, gebildete, Staatsmann, der bis dahin Berühmtheit und Achtung genossen hatte, wie konnte er nicht wissen, dass er und Roosevelt über Millionen von Menschen, die nach Freiheit trachten, das Todesurteil fällten?

Tausende und Abertausende nutzten die zeitweilige provisorische deutsche Okkupation des südlichen Russland, um nach Deutschland, Österreich, Italien zu fliehen. Sie waren bereit, deutsche Konzentrationslager, ständige Qualen, Frost, Hunger durchzustehen, nur um nicht wieder in die kommunistische Sklaverei zu geraten.

Doch wie konnten sie ahnen, was sie erwartete, als sie auf der Suche nach Freiheit aus dem sowjetischen Russland flohen?

Welch grausame Ironie beinhalten die Worte der Anweisung, welche zur Grundlage des Befehls der UNRA wurden:

„Wir verpflichten uns, jede notwendige Hilfe zu leisten, die uns die Sicherheit gibt, die Kriegsgefangenen und Zivilisten schnellstens zu repatriieren.“

Wir möchten einige Paragraphen aus diesem vortrefflichen Dokument der Hauptverwaltung des Vereinigten Hauptquartiers der Alliierten zitieren, das folgenden Titel hat: „Anleitung zur Betreuung der Personen, die sich vorübergehend in Deutschland aufhalten“.

Diese Anleitung wurde als eine Art Unterstützung für Militär und Regierungspersonal, für die Mitarbeiter verschiedener Hilfsorganisationen und all jene herausgegeben, deren Aufgabe die Überwachung und Repatriierung von Flüchtlingen war.

„Befreite sowjetische Bürger. Bürger der Sowjetunion, die nach dem 11. Februar 1945 befreit worden sind, werden genauso wie die anderen Bürger der Vereinten Nationen behandelt, doch für diesen Personenkreis gelten folgende zusätzliche Regeln:

Nach Feststellung der Person werden die sowjetischen Bürger, die im Übergangszustand leben (DP), UNABHÄNGIG VON IHREM WUNSCH REPATRIIERT, OB SIE WOLLEN ODER NICHT.

Niemand wird jemals die genaue Zahl der gewaltsam in das Sowjetische Russland Repatriierten erfahren.

Der Bevollmächtigte des Sowjetischen Rats der Volkskommissare (Sovnarkom) in Sachen Repatriierung General-Oberst Golikov erklärte in seinem Interview mit dem Korrespondenten der TASS (Zeitung „Prawda“ vom 7. September 1945) folgendes:

„Ich möchte den Alliierten meinen tiefsten Dank aussprechen für ihre große Hilfe bei der Repatriierung sowjetischer Bürger, die aus der deutschen Gefangenschaft befreit wurden. Das beweist allein die Zahl der Befreiten: über 2 Millionen sowjetischer Bürger wurden an uns übergeben“.

Laut Information der Tolstoy-Foundation wurden unter anderem repatriiert:

die erste Division von General Wlassow 20.000, die zweite Division von General Wlassow 15.000, die Luftflotte von General Maltzew 2.000; aus Dachau 200; aus Plattling und Aibling (Deutschland) 1.500; aus Rimini 200, aus Kassel 120, vom Armeecorps v. General Pannwitz 30.000; Kosaken aus Linz 25.000; aus Italien 6.000. Nach der Tolstoy-Foundation vorliegenden Angaben beträgt die annähernde Zahl der gewaltsam repatrierten sowjetischen Bürger, ohne die 1.500.000 in Gefangenschaft Verstorbenen, 800.000 aus den Westzonen und 1.000.000 aus den Ostzonen.

Das entspricht mehr oder weniger den vom Rat der Volkskommissare angegebenen Zahlen.

Wer waren diese Märtyrer?

Das waren Menschen, die für die Freiheit Russlands kämpften: Wlassows ROA, das Jugoslawische Korps und viele andere.

„Das Blut gefriert,“ schrieb Kosakengeneral Naumenko, wenn man sich erinnert, wie die Mütter sich in den Fluß stürzten, ihre kleinen Babys fest an die Brust gedrückt, wie

Menschen vor die Panzer sprangen, sich die Venen oder den Bauch aufschlitzten, sich erschossen, erhängten, wenn die Engländer, die sich als „Vertreter der Kultur und Demokratie“ sahen, mit Knüppeln auf diese Menschen losgingen, sie wie Brennholz in die LKWs warfen und in verplombten Güterwagen in den Osten schickten.“

Hier eine Übersetzung aus dem Deutschen:

Rottweil, den 30. August 1945

An die regionalen Bürgermeister
An den Bürgermeister von Rottweil

Zur Frage der Repatriierung

Bezugnehmend auf meinen Befehl vom 27. Juli 1945, dem zufolge sämtliche Bürger der Sowjetunion in Kenntnis gesetzt wurden, dass sie sich bis zum 1. August 1945 im nächst gelegenen PDR-Lager registrieren lassen müssen.

Der Vertreter des Rats der Volkskommissare, der beauftragt wurde, die Repatriierung von sowjetischen Bürgern (Russen, Ukrainer und andere) in die Wege zu leiten, hat mich in seinem Brief vom 29. August 1945 nochmals erinnert, dass sich die in Rottweil lebenden Bürger im nahe gelegenen P.D.R-Lager zu ihrer Repatriierung registrieren lassen müssen. Der letzte Transport ist am 2. September 1945. Ich bitte Sie, diese Information an die sowjetischen Bürger weiterzuleiten und mich anschließend davon in Kenntnis zu setzen, ob mein Befehl von den Betreffenden ausgeführt wurde. Dies muss bis zum 1. September geschehen. Fälle von Befehlsverweigerung müssen mir mit Adresse und Ursache genannt werden.

Die vorgegebenen Fristen müssen exakt eingehalten werden.

Unterschrift unleserlich

In der Verfügung des Rottweiler Bürgermeisters vom 2. Oktober 1945 hieß es ergänzend zur Verfügung vom 30. August: „sämtliche baltischen Völker werden nicht als sowjetische Staatsbürger anerkannt, daher findet das Gesetz über die Zwangsrepatriierung auf diese Völkergruppe keine Anwendung.“

Ich möchte an dieser Stelle ein Zitat des Metropoliten Anastasij, des Oberhauptes des Synodes der russischen orthodoxen Kirche im Exil, an den Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, General Eisenhower am 25. April 1945 anführen (doch seine Stimme war die eines Predigers in der Wüste):

„Die Emigranten aus verschiedenen Ländern, die sich zurzeit alle in Deutschland aufhalten, freuen sich über den Sieg der Alliierten. Je schwerer das Leben im Exil war, je schwerer das alltägliche Leben und die Kraft raubende Arbeit, desto stärker war der Wunsch nach der Rückkehr nach Hause, zu ihren Verwandten. Nur die Russen in Deutschland, deren Zahl bedeutend höher war als die der anderen Nationalitäten - waren in der Mehrzahl frei von diesem Wunsch. Es fällt schwer, die Psychologie anderer zu verstehen, die einem sehr schweren Leben im Ausland Vorzug geben, statt nach Hause zurückzugehen. Es besteht kein Zweifel, dass die Russen ihr Vaterland genauso lieben wie Franzosen, Balten und Italiener... Doch sie ziehen es vor, im Ausland zu bleiben, wo sie ungeschützt sind und oft hungern. Es gibt dafür nur einen Grund: sie wollen den größten Schatz im Leben erhalten: Freiheit, Gewissensfreiheit, Redefreiheit, das Recht auf persönliche Sicherheit und Eigentum. Einige von ihnen sind alt und wären

glücklich, in ihrem eigenen Land zu sterben, doch ihre Heimat ist für sie unannehmbar, solange sie von einer Regierung geführt wird, deren Politik auf Gewalt, Terror und Versklavung der menschlichen Persönlichkeit basiert. Als man russische Menschen zwang, nach Hause zu gehen, weinten sie, waren verzweifelt und flehten um Gnade. Viele von ihnen begingen Selbstmord, da sie den Tod in der Fremde, der Folter und dem Leid in ihrer eigenen Heimat vorzogen.“

Hier noch die Aussage eines Zeugen eines Dramas in Dachau und Plattling anführen:

„Anfang Februar kam eine amerikanische Kommission nach Plattling, um die Zusammensetzung der Gefangenen zu untersuchen.

Die Bürger dieses freien Landes, dazu erzogen die Menschenrechte zu ehren, waren völlig naiv und verstanden das Wesen des Bolschewismus nicht.

Am 14. Februar brach ein Gewitter aus. Um 6 Uhr früh erwachte das Lager von Stiefelgetrappel. Einige Minuten später stürzten, mit Knüppeln bewaffnete Soldaten in die Baracken. Die verschlafenen Barackenbewohner wurden in den Hof gezerrt, die meisten hatten keine Zeit sich anzuziehen, und so standen sie barfuß, in Unterwäsche, einige Stunden in der Kälte. Verschlafen, durchgefroren, Viele waren geschlagen worden, standen diese russischen Menschen da und konnten sich nicht wehren.

Erst als sie in mehrere Lastwagen gedrängt wurden, begannen sie sich zu widersetzen, doch die Knüppel trafen ihr Ziel. Wie viele waren es? Wie viele von ihnen Selbstmord begingen, ist schwer zu sagen. Geteilt in kleine Grüppchen und umzingelt von einer Wand von Amerikanern, konnten die gefangenen Menschen nicht sehen, was in den anderen Kolonnen vor sich ging. Die geschlossenen Lastwagen begleitet von Jeeps mit Maschinengewehren rasten die Straße entlang Richtung Bahnhof. Als sie ankamen, warf man die Menschen aus den Lastwagen und zerrte sie in Eisenbahnwaggons, die durch ein Holzgitter in drei Abteile unterteilt waren. Kein Einziger ging freiwillig, sie wurden aus den Lastwägen gestoßen, begleitet von Soldatengeschrei und moderner Foxtrottmusik aus Radioempfängern. Entlang der gesamten Lastwagenstrecke waren mit einem Abstand von 100 bis 300 Metern gepanzerte Autos mit auf die Straße gerichteten Maschinengewehren aufgestellt. Das Lager war von Panzern und gepanzerten Autos umzingelt. Das Vergasungsteam stand bereit.

Die Verladung dauerte den ganzen Tag. Gegen Tagesende wurden Verwundete und Leichen in die Sanitätswagen geladen und gegen Abend verließen die Transporter mit den zum Leiden Verdammten, die blutgetränkte Station.

Nur 7 Mann, die sich im Eisenbahnwaggon die Venen und den Hals aufgeschlitzt hatten, erwachten in einem der Gefangenenlazarette. Zwei Wochen später wurden auch sie ins sowjetische Lager in Regensburg überführt.

Von den 3.250 Bewohnern des Lagers wurden 1.570 abtransportiert, von denen, wie später bekannt wurde, laut Beschluss der Kommission 34 Personen nicht zu dem betroffenen Personenkreis gehörten. An der gesamten Aktion waren etwa 3.000 amerikanische Soldaten beteiligt. Der Plan war so detailliert ausgearbeitet, dass die Arbeit völlig reibungslos verlief. Alles war durchdacht, und jeder Widerstand unmöglich. Der Kommandant des Lagers in Plattling, der gegen dieses Verbrechen protestierte, musste laut unserer Information seinen Rücktritt erklären.“

Was konnte man tun? Russische Organisationen und die Tolstoy-Foundation wandten sich an die amerikanische Regierung mit dem Versuch, der Regierung die Tragödie der

„neuen Flüchtlinge“ klar zu machen, die sich nach Kriegsende in den freien Ländern Europas wiederfanden.

„An das Gewissen der Welt „ – so hieß die Erklärung dieser neuen Flüchtlinge an die westlichen Länder. Sie schrieben:

„Überall in Europa sind heute Hunderte neuer Flüchtlinge aus Sowjetrußland verstreut, und halten sich größtenteils illegal hier auf. Warum verweigert Europa diesen Menschen das jahrhundertealte Recht auf Asyl für politische Emigranten? Man versucht sie als Handlanger der Deutschen abzustempeln; doch auch wenn man die Frage beiseite läßt, ob man Menschen verurteilen sollte, die so sehr unter dem ungeheuerlichen sowjetischen Druck gelitten haben, steht außer Frage, dass die meisten von ihnen niemals mit den Deutschen kollaborierten, sondern von ihnen verfolgt wurden. Gebt ihnen doch die Möglichkeit, sich vor der Internationalen Kommission ohne Beteiligung sowjetischer Vertreter zu diesen Beschuldigungen zu äußern. Und dann kommt die Wahrheit ans Licht, denn man kann sie nicht verheimlichen, indem man den Menschen den Mund verbietet.

Im Namen dieser Menschen appellieren wir an das Gewissen der Welt. Wir wenden uns an große Menschen, Persönlichkeiten der Literatur und Kunst, Politiker und Wissenschaftler. Das unglückselige Rußland, gemartert, liegt zu Staub zerfallen unter dem Absatz der Bolschewiken. Es kann in diesem Rußland keinen Tolstoi und keinen Herzen geben, keinen von jenen Titanen, die zu ihrer Zeit auf jegliche Ungerechtigkeit in der Welt sofort reagierten. Gibt es im Westen heute wirklich keinen einzigen Schriftsteller, der berufen ist, die Stimme des Gewissens seines Volkes zu sein? Ist es wahr, dass die Worte „Gerechtigkeit und Menschlichkeit“ nur leere Worte sind?

Wir appellieren an alle politischen Parteien, mit Ausnahme der Kommunisten. Unsere Hoffnungen gelten in erster Linie natürlich den angelsächsischen demokratischen Großmächten, die eine entscheidende Rolle in den aktuellen Ereignissen spielen und die von alters her Fortschritt und Gerechtigkeit schützen.

Wir wenden uns an alle Führer der christlichen Weltkirche: wascht eure Hände nicht in Unschuld wie Pontius Pilatus, und denkt an unser Leid. Die Kirche ist dazu berufen, ihre Stimme gegen jegliche unberechtigte Verfolgung zu erheben, deren Opfer wir sind.

Wir wissen nicht, ob man uns erhören wird. Dichter Nebel umhüllt die moderne Welt. Doch wenn wir sehnsüchtig unser Augenmerk von der Gegenwart auf die Vergangenheit Europas richten, sehen wir dort die Schatten jener Menschen, die uns zweifelsfrei verstehen und ihre Stimme zu unserem Schutz erheben würden. Wir verbeugen uns vor ihrem Andenken: Mitkewitsch und Kostiuschko, Mazzini und Garibaldi, O'Connell und Parnell, V. Hugo und andere und jenseits des Ozeans, wahrscheinlich John Brown und Beacher Stow würden auch in ihren Herzen Mitleid mit weißen Negern finden. Ihr heiligen Kämpfer der Freiheit und Demokratie, wir sterben für Eure Sache, unverstanden und verschmäht von Euren Söhnen.

Auch wenn unser Ruf in der Wüste verhallt, so werden wir den Weg nach Golgatha gehen, doch für euch bedeutet das, dass Ihr die besten Traditionen der Vergangenheit verleugnet.

Was bleibt uns für die Zukunft? Auf dem Weg der Gewalt ist nur der erste Schritt schwer. Seid vorsichtig, Ihr, die die Freiheit und Gerechtigkeit liebt: auch Ihr und Eure Familien werdet den Kelch des Schmerzes leeren.“

Unvorstellbar was diese russischen Krieger erlebten hatten, die bereit waren, ihr Leben für die FREIHEIT Ihres VATERLANDES, für den Frieden in der ganze Welt zu geben. Was für körperliche und moralische Qualen mussten diese Menschen erleiden, als sie den Glauben an die Menschen, an die freie westliche Bevölkerung verloren hatten! Mit größter Mühe vollbrachten sie den schwierigen Marsch zu Fuß aus Italien nach Österreich, in die von Engländern und Amerikanern besetzten Zonen, im Glauben, in der Hoffnung, dass sie endlich die Freiheit erreichen würden! Wehrlose, unbewaffnete Krieger, die vor der meuchlerischen Macht der Bolschewiken flohen, die alles außer ihrem Glauben an die Menschen, an Gott verloren hatten, und doch im festen Glauben dass ihnen geholfen würde! Wie hatten sie sich doch geirrt! Jene Länder, die öffentlich kundtun, Freiheit und Menschenrechte zu achten, behandelten diese Menschen wie die letzten Verbrecher: sie wurden in stinkende Lager gesteckt, mit Stöcken ins Gesicht und auf den Kopf geschlagen, des Letzten, was sie besaßen, beraubt und trotz ihrer Proteste gewaltsam in Waggons gesteckt und damit den Bolschewikenhenkern übergeben!

Die Verhöhnungen durch englische Soldaten überstieg alle Grenzen. Einer von ihnen wollte einen guten Schnitt auf Kosten der Gefangenen machen: er brachte einige Schachteln Papirossen und tauschte dafür einen Sack voll Uhren. Erschöpft, mit ihren Nerven am Ende, gaben die Kosaken ihr letztes Hab und Gut: Gold- und Silberuhren im Tausch gegen Tabak. Das Nikotin dämpfte auf irgendeine Weise die Leiden...

Viele Sowjetbürger hatten nach dem Krieg den Wunsch geäußert, im Ausland zu bleiben. Als die amerikanischen Soldaten kamen und alle Emigranten in zwei Kategorien teilen wollten, alte und neue Emigranten, die laut Resolution der Konferenz in Jalta repatriiert werden sollten, fanden sie sämtliche Emigranten in der Kirche. Sie beteten leidenschaftlich und flehten Gott an, sie von der Repatriierung zu befreien. Einsam, schutzlos, dachten die Menschen, dass ihr einziger Schutz die Kirche wäre. Sie leisteten keinen körperlichen Widerstand. Kniend, verzweifelt und um Gnade flehend, küssten sie den Offizieren Hände und Füße. Doch die betrunkenen Soldaten verjagten sie mit Gewalt aus dem Gotteshaus. Frauen und Kinder wurden geschlagen, an den Haaren aus der Kirche gezerrt, auch Priester wurden nicht verschont, die erfolglos versuchten, ihre Gemeinde zu schützen. Ein alter, ehrwürdiger und von allen verehrter Priester wurde von den Soldaten am Bart aus der Kirche gezerrt. Ein anderer Priester blutete an der verletzten Lippe: ein Soldat schlug ihm ins Gesicht, der ihm das Kreuz aus seinen Händen entreißen wollte. Die Soldaten stürzten in den Altarraum, zerstörten den Altar, warfen den Tisch um, rissen die Ikonen von der Wand und warfen sie auf den Boden. Einige Menschen wurden verwundet, zwei davon wollten Gift nehmen, eine Frau wollte ihr Kind retten, indem sie es aus dem Fenster warf und der Mann, der das Kind auffing, wurde von einer Gewehrkegel in den Bauch getroffen. Diese fürchterliche, schändliche Tragödie, an die sich kein Russe ohne Schauer erinnern kann, geschah im Frühling 1945. So erfolgte die gewaltsame Repatriierung aus Plattling, Lienz, Kempten, der Kosaken aus Dachau, die für die Freiheit kämpften! Und so werden diese fürchterlichen Geschehnisse im Vortrag von Frau M.N. Leontjewa in der Versammlung beschrieben, gewidmet dem Andenken an die Opfer von Lienz, im russischen Lager Kellenberg am 31. Mai 1949, zum 4. Jahrestag der tragischen Geschehnisse vom 28. Mai – 1. Juni 1945.

„Im Lauf von zwei bis drei Wochen rückten alle Kosaken nach Lienz auf. Die Divisionen lagerten im Freien in Wäldern und auf Wiesen; die Kosakenfamilien fanden ihr Obdach im Vorort, im Lager „Pegez“. Das Hauptquartier des Kosaken-Stützpunktes lag in der Stadt. Die Offiziere und die Kosaken legten die deutschen Uniformen ab,

welche die meisten von ihnen getragen hatten und wurden neu eingekleidet... Die Kosaken-Gendarmerie erhielt Waffen. Dies alles beruhigte die Kosaken und das Gefühl von Gefahr verflüchtigte sich.

Doch am frühen Morgen des 27. Mai gab Major Davis der Verwaltung des Kosakenhauptquartiers den Auftrag, den Offizieren Revolver und Säbel und den Gendarmen die Gewehre abzunehmen. Um 11 Uhr früh am 28. Mai kam der Befehl: alle Offiziere sollten sich um 13 Uhr in der Amtsstube des Kosakenhauptquartiers versammeln, wo eine Verordnung der britischen Militärbehörde verlesen werden sollte. Gegen 13 Uhr fuhr vor dem Stabsgebäude Lastwagen und ein großer Bus vor. Major Davis kam und bat die Offiziere mit Hilfe eines Dolmetschers, in den Wagen Platz zu nehmen.

General Solomachin, der Chef des Kosakenstabsquartiers, gab den Befehl: in die Wagen! Einige englische Soldaten mit MPs erschienen und verschwanden gleich danach wieder. Die Offiziere stiegen ruhig in die Lastwagen. Dann kam der General P.N. Krasnov, ein kranker, vergreister alter Mann.

Auf ein Zeichen von Major Davis jagte die Wagenkolonne durch die Straßen von Lienz nach Osten in Richtung Oberdrauburg. Die Familien begleiteten ihre Verwandten: Ehemänner, Väter, Brüder.

Major Davis blieb in der Menschenmenge unter den Frauen stehen, er war sehr freundlich und versicherte allen, die ihn fragten, wohin und warum ihre Verwandten weggebracht wurden, dass sie in das nächst gelegene Dorf fahren und sie alle gegen 16-17 Uhr zurückkommen würden, und man sich nicht zu beunruhigen brauche, lieber sollten man nach Hause gehen und auf die Verwandten warten.

Der Tag ging in drückender Erwartung zur Ende. Die Kosaken, obwohl ohne Gewehre, beschützten das Stabsquartier weiter.

Auf einmal waren beunruhigende Gerüchte und Vermutungen im Umlauf. Viele Frauen suchten Davis, um die Wahrheit zu erfahren. Er, wie stets, war nett und lieb und versuchte, indem er jeder der Kosakenfrauen direkt in die Augen schaute, sie zu beruhigen, doch sein Blick war dabei ziemlich höhnisch.

Am nächsten Morgen, dem 29. Mai, erklärte Major Davis, dass die Offiziere nicht nach Lienz zurückkommen würden, dass sie sich aber momentan an einem sehr schönen Ort befänden, wo aber, sagte er nicht, da es ein Militärgeheimnis sei. Gerade in diesem Moment wurden die Offiziere aus dem Lager Spittal, wo sie übernachtet hatten, an die Bolschewiken übergeben. Man bräuchte auch keinen Proviant zu schicken, da sie satt seien, doch falls jemand Wäsche schicken möchte, würde er sie mit dem englischen Wagen hinbringen lassen.

Am Abend war ein Gerücht im Umlauf, dass alle Offiziere an die Sowjets übergeben worden seien. Major Davis verneinte dies kategorisch. Er blieb dabei stets freundlich. Doch als sich die Wahrheit nicht mehr verbergen ließ, erzählte er mit Tränen in den Augen, dass er von seinen Vorgesetzten irreführt worden sei und dass es ihm sehr peinlich sei, hier als Lügner vor den verbliebenen Kosaken und Kosakenfrauen zu stehen, die er bereits lieb gewonnen habe. Er wage es nicht, sich einzumischen, denn...dann würde er an die japanische Front geschickt.

Eine quälende, schlaflose Nacht verging. Die Seelen erschauerten vor diesem entsetzlichen Verrat.

Am Morgen des 30. Mai erklärte Davis vor den Kosaken und den verbliebenen Familien, dass alle Kosaken und überhaupt alle Russen, die sich momentan im Tal von Lienz befänden, am 1. Juni in die Sowjetunion zurückgeschickt würden.

Auf einmal wurde er trocken und alles andere als freundlich. Seine Augen versprühten böses Frohlocken und Grausamkeit.

Die Menschen begannen umher zu rennen. Die Kosaken, ihrer Kommandeure beraubt, fanden keinen Ausweg aus dieser Situation. Eins wussten sie: die Rückführung „nach Hause“ bedeutete den Tod, egal ob physisch oder psychisch. Die unbewaffneten Kosaken waren wehrlos gegenüber den grausamen Vertretern „der freien Welt“, die in ihrer stolzen Selbstzufriedenheit nicht verstehen konnten, wer ihre Feinde und wer ihre Freunde waren.

Die Kosaken traten in Hungerstreik. Über den Zelten flatterten schwarze Fahnen. Die Mütter stillten sogar ihre Kinder nicht mehr“.

M.N Leontjewa fuhr fort:

Am späten Abend kam Major Davis in Begleitung eines Dolmetschers ins Lager und erklärte vor der Menschenmenge, dass morgen, am 1. Juni um 8 Uhr früh Wagen bereitstehen würden, in die alle einsteigen sollten; sie würden zur Eisenbahnstation gebracht und von da mit den Zügen in die UdSSR transportiert.

Auf die Feststellung des Anführers, dass keiner der Kosaken freiwillig gehen würde, riet Major Davis, keinen Widerstand zu leisten, da sonst die Britische Oberste Heeresleitung Gewalt anwenden würde.

Major Davis fuhr in die Stadt, begleitet von Schreien, Verwünschungen und hysterischem Weinen von Frauen und Kindern.

Die daraufhin durchgeführte Versammlung der Kosaken fasste den Entschluss hart zu bleiben und passiven Widerstand zu leisten, Zwischenfälle, die als Meuterei gedeutet werden könnten, zu meiden!“...

Weiter schreibt Frau Leontjeva, die Zeugin bei all dem war:

„Die ganze Nacht blieben die Menschen auf dem Lagerplatz vor der Feldkirche, wo ohne Unterbrechung Gottesdienste abgehalten wurden. Viele legten die Beichte ab, als ob sie vor dem Tod stünden.

Um 5 Uhr früh des 1. Juni ging der Klerus in einer Prozession Richtung Lagerplatz. Die Liturgie und ein kurzer Gottesdienst begannen. Aus Oberdrauburg kamen Frontoffizierskosaken. Auch Junker der Kosakenmilitärschule. Die Kosaken und Junker bildeten einen Ring um Alte, Frauen, Kinder und Invaliden. Der feierliche Gottesdienst ging weiter. Einige der Kosakenchöre sangen. Während dieses Gottesdienstes betete die Menge von vielen Tausenden, die Hände nach oben gestreckt, betete für ein Heiliges Russland, für ihre Heimatorte, und bereitete sich innerlich vor, ihre Treuepflicht zu erfüllen und falls nötig den Tod dafür zu empfangen. Die Worte des Gebets:“ Heilige Mutter Gottes, rette uns!“ stiegen zum Himmel empor.

Um 8 Uhr früh rollten schwer ächzende englische Lastwagen, bedeckt mit gelben Zeltplanen ins Lager. Die Menschenmenge schwankte unschlüssig, wie ein Getreidefeld unter einem plötzlichen Windstoß. Der Gottesdienst ging weiter. Die Chöre sangen...

Da rief jemand in der Menschenmenge: „Betet zu Gott! Habt keine Angst! Die Mutter Gottes wird euch retten! Sie werden uns nicht mit Gewalt nehmen!“... Und mit noch stärkeren Enthusiasmus stieg zum Himmel empor „Heilige Mutter Gottes, errette uns!..“

Noch enger wurde der Ring der Kosaken um die Verwandten, Alten und Invaliden. Aus den Lastwagen, die entlang des gesamten Platzes stehen blieben, sprangen englische Soldaten, bewaffnet mit Maschinengewehren und Stöcken mit schweren bleiernen Knäufen. Sie gingen um die Menschenmenge herum, um die Menschen zu umzingeln. Der Klerus setzte die Liturgie fort. Und dann, in dem Moment, als die Kommunion begann, stürzten sich die Soldaten, auf Englisch und Russisch fluchend auf die Menschenmenge. Mit ihren Stöcken und Gewehren schlugen sie auf die Menschen ein im Versuch, die Menschenkette der Kosaken, die einander fest an den Händen hielten, zu durchbrechen. Man hörte das Rattern der Maschinengewehre, Blut floss. Tote und Verwundete fielen nieder. Das „Todestal“ – so wurde dieser Ort seit Suvorows Zeiten genannt – wurde von Frauen- und Kindergeschrei, und von gesungenen Gebeten erschüttert.

Die Soldaten schnappten sich diejenigen, die am Rand standen und schmissen sie in den LKW. Kosaken, die auf den Boden fielen, wurden mit Stöcken und Gewehrkolben geschlagen, man schoss auf Tote und Verwundete, die noch am Leben waren, schmiss sie in die Wagen, als ob sie Holzscheite wären. Kaum waren die Wagen voll, jagten sie, begleitet von einem Konvoi Richtung Eisenbahnstation, wo die Menschen auf dieselbe Weise in Güterwaggons verfrachtet wurden, die sofort verplombt wurden.

Als die Menschenmenge unter dem Druck der Soldaten zurücktreten musste, fiel das Lagergitter und alle standen auf einer Lichtung. Doch hier war die Menschenmenge von Panzern umzingelt. Die laute Stimme eines Atamans gab das Kommando:

„Eng zusammen! Einen Kreis ziehen! Kopfbedeckung abnehmen! Auf die Knie! Singt das Gebet zu Mutter Gottes!“

Dicht aneinander sanken alle auf die Knie und das Gebet ertönte aus tausend Mündern noch stärker als zuvor.

Die Zahl der getöteten Kosaken, der Kosakendivision von Pannwitz in Judenburg, ist unmöglich festzustellen... Hunderte, Tausende... Sie wurden ins Lager der ehemaligen Kriegsgefangenen bei Klagenfurt gebracht, dort wurden sie registriert, unter dem Schutz der Engländer nach Judenburg gebracht. Auf der einen Seite des Flusses Mur, eines Zuflusses der Drau, waren die Engländer stationiert, auf der anderen Seite standen die Bolschewiken. Die riesige Stahlgießerei auf der Seite der Bolschewiken war demontiert worden und stand still. Hierher, in das Werksgebäude jagte man die Kosaken in einen großen leeren Raum. Als man sie über die Brücke auf die andere Flussseite fuhr, erblickten die Kosaken auf der gegenüber liegenden Seite eine wehende sowjetische Fahne. Einige stürzten sich aus dem Wagen und waren sofort tot.

Im Werk wurden sie wieder registriert. Tag und Nacht. Die Sowjets erschossen die Kosaken bei ununterbrochen laufenden Automotoren, um die Schüsse zu übertönen. Völlig unerwartet für alle noch am Leben gebliebenen Menschen fing die Fabrik auf einmal an zu funktionieren - Rauch stieg aus den Schornsteinen. Und einige Zeit später fingen die Sowjets an, die Kosakenleichen zu verbrennen. Es roch nach verbranntem Fleisch... Die Fabrik war fünfeinhalb Tage und Nächte in Betrieb.

Es ist schwer zu glauben, dass Menschen zu solch einer Bestialität fähig sind. Doch ... dies war die Wahrheit. Nach Abzug der Bolschewiken, wurden nach Aussagen von Augenzeugen, die Leichen der erschossenen Kosaken nicht gefunden.

Die geflüchteten Kosaken versuchten alles, um sich vor den Razzien zu verstecken. Die ehemaligen sowjetischen Staatsangehörigen wussten, dass sie laut § 58, Art. 1, Punkt A, B und C des sowjetischen Gesetzes, das am 20. Juni 1934 in Kraft getreten war und später kodifiziert wurde, als „Volksfeinde“ betrachtet, und als solche zum Tode oder zum fristlosen Freiheitsentzug in Arbeitserziehungslagern verurteilt werden konnten. Sie wussten auch, dass nicht nur ihnen persönlich dieses Schicksal drohte, sondern auch ihre Verwandten, in der Sowjetunion eine Strafe erwartete.

Der Rest der geretteten Kosaken zerstreute sich in Österreich und Deutschland und ließ sich in den okkupierten Lagern von England, USA und Frankreich nieder. Und während sie ihr Leid verbargen, arbeiteten sie am Wiederaufbau eines ihnen fremden Europas. Mit blutendem Herzen empfangen sie die Nachricht von der Vollstreckung des Urteils der Sowjetmacht über die Exekution an ihrem alten Ataman General P.N. Krasnov und seiner Kriegskameraden.

Die Geschichte der Kosenkina

Es war das Jahr 1948. Ich erhielt einen Anruf vom Schriftsteller V. Sensinov vom „Neuen Russischen Wort“. „Ich muss Sie dringend sprechen“. Am nächsten Tag gegen Mittag kam er zu mir auf die Farm, begleitet von einer hübschen Frau mittleren Alters. Dies war Oksana Kosenkina, deren Geschichte später auf den ersten Seiten sämtlicher amerikanischen und europäischen Zeitschriften publiziert wurde.

Kosenkina konnte sich nicht sofort entschließen, die Sowjets zu verlassen. Sie war unentschlossen und ängstlich. Von Gedanken und Gefühlen gequält irrte sie in New York umher. Im Central Park traf sie einen Mann, der Russisch sprach. Dieser Unbekannte flößte ihr Vertrauen ein und sie erzählte ihm alles über sich und bat ihn, ihr zu helfen. Doch er war kategorisch dagegen und riet ihr nach Russland zurückzukehren.

Einige Tage später führte sie ein Gespräch mit einem Amerikaner italienischer Herkunft, der Castello hieß. „Sie scheinen mir verzweifelt zu sein“, sagte Castello, „was ist mit Ihnen?“ Sie wiederholte ihre Geschichte und bat ihn um Hilfe.

Castello riet, sich an den Redakteur des „Neuen russischen Wortes“ Herrn M.E. Weinbaum zu wenden, da in der Redaktion alle Russisch sprachen. Das tat sie.

Dort traf sie Vladimir Sensinov und wiederholte ihre Geschichte. Sie sei Lehrerin, unterrichte Kinder sowjetischer Diplomaten, doch sie litt unter der fehlenden Freiheit und der ständigen Beschattung. „Ich gehe ins Geschäft und werde verfolgt, spreche mit Bekannten – werde abgehört. Keine Minute Freiheit, alles Persönliche haben sie aus mir herausgepresst, ich bin keine Mensch mehr. Retten Sie mich!“ Noch dazu hatte man Frau Kosenkina im Konsulat mitgeteilt, dass sie am 31. Juli mit dem Schiff „Pobeda“ nach Odessa gebracht würde. Sie beschloss, nicht zurückzufahren. Sensinov brachte Frau Kosenkina auf die Farm der Tolstoy-Foundation, wo sie auch blieb. Sensinov fuhr zurück.

Am nächsten Tag kam ein Taxi und hielt vor der Farm. Aus dem Auto stieg ein großer, stattlicher blonder Mann. An der auffälligen Nervosität dieses Mannes, daran, dass er direkt aus New York mit dem Taxi kam und viel dafür bezahlt hatte, begriff ich, dass etwas ist mit ihm passiert war. So führte ich ihn in ein abgelegenes Zimmer, wo er mir seine Geschichte erzählte. Michail Ivanovitsch Samarin war wie Kosenkina Lehrer an der Schule des Sowjetischen Konsulats. Seine Flucht hatte er bereits vor langer Zeit geplant. Er hatte einen Laster gemietet und in der Nacht seine Frau und seine drei

Kinder in den Wagen gesetzt und sie alle an den Ort geschickt, den er im Voraus als provisorisches Asyl vorbereitet hatte. Er selbst kam zu mir mit der Bitte um Hilfe.

Als er erfuhr, dass Kosenkina bereits auf der Farm wohne, war er völlig entsetzt und flehte mich an, Kosenkina zu verheimlichen, dass er hier gewesen war und mit mir gesprochen hatte.

Diese beiden Lehrer arbeiteten nicht nur am selben Ort und teilten dasselbe Gedankengut, doch beide hatten Angst vor einander. Samarin wie auch Kosenkina sollten mit dem Schiff „Pobeda“ in die Sowjetunion zurück.

Mit Hilfe eines Baptisten aus New Jersey, der uns häufig besuchte, gelang es uns, für Samarin und seiner Familie Zuflucht auf der Farm einer Russin zu finden.

Samarins Frau war äußerlich sehr ruhig, er selbst jedoch sehr unruhig, nervös, hatte panische Angst vor Verfolgungen seitens der Bolschewiken. Ich kannte die verschiedenen Terror- und Verfolgungsmethoden, welche die Bolschewiken gegenüber ihren Gegnern anwendeten. Ich war äußerst beunruhigt angesichts dieser Ereignisse und versuchte mit allen Kräften diesen Menschen zu helfen. Ihre Nervosität steckte auch mich an.

Den ganzen Tag rannte Kosenkina hin und her, ohne Ruhe zu finden. Eines Abends, bat sie mich in ihr Zimmer und sagte: „Bitte lesen sie das, ich habe es an den Botschafter geschrieben...“ In diesem Brief erklärte sie, dass sie sich von den Kommunisten distanziert habe, weil sie nicht mehr imstande sei als Sklavin zu leben und dass sie nie mehr in das sowjetische Russland zurückkehren würde. Nachdem ich ihren Brief gelesen hatte, riet ich ihr, den Brief nicht abzuschicken. Am nächsten Tag verließ sie ganz früh die Farm, und drückte dem Milchmann, der uns gewöhnlich die Milch lieferte, einen Brief mit ganz anderem Inhalt in die Hand. Doch dies erfuhr ich viel später. In diesem Brief bat sie den sowjetischen Botschafter auf die Farm zu kommen und sie abzuholen.

Auf der Farm war es ruhig. Alltägliche Arbeiten auf dem Gemüsegeld, im Hühnerhof, in der Küche wurde Mittagessen zubereitet. Kosenkina, die leichtere Arbeit in der Küche erledigte, weil sie sich angeblich ohne Arbeit langweilte, stand an der Tür und aß eine Wassermelone. Und plötzlich, absolut unerwartet, hielten zwei neue, glänzende Wagen vor unserem Haus. Der dritte Wagen blieb vor der Straße hinter dem Tor stehen. Kosenkina warf den Rest der Wassermelone weg und lief zum Tor, um die Gäste zu empfangen. Es waren der sowjetische Konsul Lomakin, Vize-Konsul Tschepurkin und mehrere Begleitpersonen.

M.A. Knutson rief sofort die Polizei. Kosenkina redete auf den Botschafter ein. Ich ging auf die beiden zu.

„Ich fahre mit ihnen, ich fahre, fahre...“

„Wachen Sie auf, was machen Sie? Wir werden Sie nicht gehen lassen. Die Polizei ist gleich da.“

„Lassen Sie mich...“

Kosenkina stieß mich beiseite und lief in ihr Zimmer, wir, der Konsul und ich liefen ihr hinterher.

„Oksana Stepanovna, verstehen Sie, was Sie erwartet?“ fragte ich. „Und wenn Sie dort erschossen werden?“ Kosenkina wiederholte:

„Schnell, Schnell, lassen Sie die Taschen fallen!“

„Sie haben kein Recht, mich aufzuhalten!“ - schrie Kosenkina. „Gehen Sie mir aus dem Weg, ich fahre aus eigenem Willen.“

Kosenkina schnappte ihren Koffer und ihre Mappe und gab sie Lomakin. Beide rannten zum Wagen.

Ich ging auf den Hof. Blitzschnell verbreitete sich das Gerücht, dass die Bolschewiken Kosenkina wegbrachten. Ein kleines Mädchen aus dem Kinderhaus stürmte aus dem Haus auf die Straße. „Onkel nie gut, Moftobil kommen...Onkel nie gut...“- weinte sie. Einer der Jungen, der ebenfalls vor den Bolschewiken geflüchtet war, nahm einen schweren Stein in die Hand und holte zum Schlag aus. Er hätte den Botschafter töten können, wenn ich ihn nicht am Arm gehalten hätte. Zwei andere rissen in Sekundenschnelle die Türen des Botschafterautos auf.

„Ein internationaler Zwischenfall, ein Konflikt!“, schoss mir durch den Kopf. „Loslassen!! – schrie ich. Fasst sie nicht an!“

Und auf einmal sehe ich einen jungen Mann, ein ehemaliger sowjetischer Professor, aus mit einem riesigen Küchenmesser in der Hand aus der Küche rennen ...

„Um Gottes Willen!“, schrie ich. „Was machen Sie? Sie werden die Tolstoy-Foundation und mich ruinieren... Ein internationaler Konflikt!“

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, was ich alles schrie; ich war außer Atem, mein Herz hämmerte, meine Knie wurden weich.

Kosenkina wurde in den ersten Botschaftswagen gesetzt und drei Wagen, einer nach dem anderen, rollten die Straße entlang vorbei an dem Kinderheim. Ich spurtete zum Telefon und berichtete der Polizei alles, was vorgefallen war. Doch was konnte die Polizei tun?

Allem Anschein nach maß die Sowjetunion dem Fall Kosenkina große Bedeutung bei. Der sowjetische Botschafter Panjuschkin, ein Generalmajor der NKVD, kam persönlich aus Washington um Kosenkina zu verhören. Bei der Vernehmung nannte Kosenkina alle, die ihr geholfen hatten. In der sowjetischen Presse wurde berichtet, dass die Verräter und Banditen von der Tolstoy-Foundation Kosenkina betäubt und entführt hatten.

Einige Tage nachdem Kosenkina weggebracht worden war, beschloss sie erneut zu fliehen und kletterte aus dem Botschaftsfenster des Zimmers, wo sie eingesperrt war. Der Polizist, der gegenüber der sowjetischen Botschaft Wache hielt, verstand sofort, was los war und legte ihr keine Hindernisse in den Weg. Als sie versuchte, aus dem dritten Stock über die Dachrinne nach unten zu springen, stürzte sie und verletzte sich. Die Polizei nahm sie in Empfang und brachte sie in das Roosevelt-Hospital, wo sie ein Einzelzimmer bekam und Tag und Nacht Polizisten vor ihrer Tür Wache hielten.

Ich glaube, ich war selten so müde, wie in diesen unruhigen Tagen. Sämtliche Zeitungen hatten die Situation aufgegriffen. Fotos von Kosenkina wurden auf den ersten Seiten gedruckt. Ich wurde auf den Straßen angehalten. Wenn ich Kosenkina im Hospital besuchen wollte, musste ich durch den Hintereingang schleichen, sonst wäre ich von einer ganzen Schar von Photographen umzingelt worden. Einmal lief ich über die Straße und wäre beinahe unter die Räder gekommen. Ich wurde von Repräsentanten des Staats am Tag befragt, manchmal aber auch in der Nacht. Ich wurde als Zeugin vor

Gericht gerufen. Einmal kam ich früher nach Hause. Ich schlief ich fest ein, plötzlich hörte ich jemanden an die Tür klopfen. Ich schaute auf die Uhr, es war 3 Uhr nachts.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Sensinov.“

„Was wollen Sie?“

„Bitte machen Sie die Tür auf.“

„Oh, mein Gott!“, flüsterte unsere treue Helferin Pascha, die bei uns wohnte. „Sie geben keine Ruhe! Was wollen sie denn mitten in der Nacht. Und noch zu zweit...“

„Wer ist bei Ihnen?“, fragte ich Sensinov.

„Ein Freund.“

„Was für ein Freund? Wer ist er? Nennen Sie ihn...“

„Ich kann nicht, aber ich garantiere, dass er ein Freund ist...“

Ich zog meinen Morgenrock an und öffnete die Tür.

„Was wollen Sie? Wissen Sie, wie spät es ist? Das ist einfach...“

„Es geht um die Rettung von Samarin. Bitte ziehen Sie sich an, Sie müssen uns zeigen, wo Samarin jetzt wohnt. Er muss unverzüglich nach Washington fahren!“

„Das weiß ich doch nicht genau, ich war nur ein einziges Mal da. Es kann sein, dass ich den Weg nicht finde...“

Die Frage von Samarins Rettung...

Ich stellte mir seine Frau, die Zwillinge und die nette, traurige ältere Tochter vor... Wir mussten fahren!

Doch wieder klopfte jemand an die Tür. Eine ganze Prozession trat ein: die Haushaltsleiterin, ein Arbeiter und voran mit einer Taschenlampe in der Hand „Oma Schenja“, die Chefin der Eierabteilung auf der Farm. „Wer sind die?“ zeigte sie mit dem Finger auf Sensinov. „Bolschewiken? Gehört der Wagen auf dem Hof Ihnen? Wollen Sie Alexandra Lvovna entführen?“ Wir beruhigten sie mit Mühe und Not. Doch sie ging nicht zu Bett, bevor die Limousine den Hof nicht verlassen hatte.

Und dann rasten wir in einer wunderbaren Limousine mit einem hochnäsigen Fahrer durch die Finsternis nach New Jersey. Der große, gewichtige, mürrische Mann neben mir schlief.

Wir schwiegen während der ganzen Fahrt. Gott sei Dank fand ich die richtige Kreuzung und da war das Haus des lieben Baptisten, der sich Kosenkinas Schicksal so sehr angenommen hatte. Wir weckten ihn. Er setzte sich zu uns in den Wagen und zeigte uns, wo die Farm von H.E Schibanov lag, bei dem Samarins Familie zu Gast war. Die Ehefrau, die Kinder, die Farmbesitzerin – sie alle waren außer sich vor Schreck und Bestürzung. „Wo bringen Sie Samarin hin? Warum nach Washington?“ Man brachte uns Tee, und schon saßen wir wieder in der Limousine. Samarin mit uns. Die Sonne ging auf. Man brachte mich nach New York und setzte mich an einer U-Bahn-Haltestelle ab. Ich musste selbst zusehen, wie ich nach Hause kommen würde. Meine Begleiter fuhren Richtung Washington. Ich kaufte eine Zeitung, schlug sie in der U-Bahn auf – und ächzte. Auf der Titelseite war das Bild des „Freundes“, der zusammen mit Sensinov zu mir gekommen war und in diesem Moment Samarin nach Washington

brachte. Das war der „Nichtrückkehrer“ Viktor Kravtschenko, dessen Geschichte seinerzeit für großen Aufruhr gesorgt hatte.

Samarin erhielt später eine Stelle als Russischlehrer in der Militärschule in Monterey, Kalifornien. Doch wahrscheinlich konnte er das Erlebte nicht verarbeiten – er verlor den Verstand. Man rief mich nach Monterey. Samarin machte einen schwermütigen Eindruck auf mich. Im Beisein seiner Frau schwieg er. Doch kaum hatte sie das Zimmer verlassen, schrie er: „Sehen Sie diesen Zaun, diese Pfähle? Dort waren Kinderköpfe, mit erstarrten Augen, großen naiven Augen. Man hat sie getötet, unschuldig, rein, Kinderköpfe... gepfälte Köpfe...“

Ich war gezwungen, ihn nach New York zu bringen. Er wurde in ein New Yorker Hospital eingeliefert. Seine Frau wurde Russischlehrerin in einem College. Diese würdevolle Frau unterhielt die Familie und gab ihren Kindern eine gute Ausbildung.

Und Kosenkina? Nach dem Sturz wurde sie gesund, sie lebte jedoch nicht lange bei derselben Farmersfrau, die auch die Samarins unterstützt hatte. Ich habe gehört, dass einen Schlaganfall hatte und bald darauf starb.

SCHWIERIGE JAHRE

Die Regierungen der USA und Englands verstanden oder wollten nicht verstehen, warum Russen sich weigerten, in die Heimat zurückzukehren. Sie verstanden nicht, wie weit sie sich mit dem „weisen“ Beschluss der Konferenz von Jalta von echtem Christentum und den Grundprinzipien ihrer eigenen Verfassung entfernt hatten: Freiheit, Nächstenliebe, Menschenwürde!

Das verstanden nur die jungen amerikanischen Offiziere und Soldaten. Sie hatten das Leid der russischen Flüchtlingen gesehen, deren Trachten nach Freiheit, nach ehrlicher Arbeit und sie halfen ihnen ungeachtet harter, oft sinnloser Befehle seitens der Machthabenden, sie halfen ihnen. Sie waren nicht bereit, Menschen zum Märtyrertum, in den Tod zu treiben und versuchten, sie zu retten. Ich glaube, dass im Herzen vieler russischer Emigranten tiefe Dankbarkeit für diese einfachen, gütigen, unbekanntenen Menschen keimte, welche die schreckliche Tragödie des russischen Menschen begriffen.

„Ja, wir werden es nie vergessen,“ erzählte einer der russischen Flüchtlinge. „Durch ein Wunder bin ich dank der Herzlichkeit eines amerikanischen Offiziers am Leben geblieben. Die Sache war so: Laut Befehl des Kommando West sollte eine Gruppe von Russen zur Grenze gebracht und dort an die Roten ausgeliefert werden. Der leitende Wachhabende dieses LKW-Transports war ein junger Offizier. Sie können sich unsere Angst und Verzweiflung vorstellen, und sie wuchs je näher wir der sowjetischen Grenze kamen.“

Doch plötzlich irgendwo in der Nähe eines Waldes befahl der Offizier, die Lastwagen anzuhalten. Er stellte sich vor den Transport und gab laut das Kommando: „Lauft weg!“ Wir verstanden erst nicht. Wohin laufen, warum, was ist los? „Weglaufen!“ wiederholte der Amerikaner seinen Befehl. Doch wir hatten immer noch Zweifel, wir zögerten. Wir verstanden nicht gleich, worum es ging. Freiheit? Kann nicht sein. Ist es möglich, dass dieser gutherzige Mensch sich entschlossen hatte, den Befehl der Vorgesetzten zu ignorieren? Und als ob er unsere Gedanken und unsere Zweifel lesen könnte, lächelte er freundlich und wiederholte: „Verliert nicht wertvolle Zeit, rettet euch, rennt!“ Manche unserer Offiziere hatten Tränen in den Augen. Und wir wurden gerettet.“

Das, was die Großen dieser Welt, die glorreichen Staatsmänner nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, verstand dieser unauffällige, bescheidene und niemandem bekannte Offizier.

Die Leiter der Tolstoy-Foundation wussten ganz genau, dass ihr Platz in Europa war, dass amerikanische „Social workers“, wie gut sie auch sein mochten, die Russen und ihre Situation nicht verstehen konnten und keine Möglichkeiten finden würden ihnen zu helfen. Denen zu helfen, die den Glauben an die Menschen, an die Staaten verloren hatten, in denen sie statt der Freiheit, die sie gesucht hatten, nur Unverständnis und unmenschliche Grausamkeit erlebten.

Doch die amerikanischen Behörden ließen die Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation nicht nach Europa einreisen. Tatiana Alexeevna Schaufuss und ich waren völlig verzweifelt. Doch endlich, nach langen Bemühungen, erreichten wir ein Treffen mit Kardinal Spelman in New York. Wir berichteten ihm detailliert über die Schrecken der Zwangsrepatriierung, über die Massenselbstmorde, erzählten ihm, dass die Menschen den Tod der Rückführung in die Heimat vorzogen.

Der Kardinal verstand... Wir hörten, dass er gleich nach unserem Gespräch den Papst in Rom anrief und bald – ob zufällig oder nicht – ein bewegender Artikel des Papstes über die Zwangsrepatriierung in der „Times“ erschien. Die Zwangsrepatriierung wurde annulliert, doch zu spät... Millionen waren ums Leben gekommen!

Die Größten dieser Welt - Churchill und Roosevelt -, welche die Prinzipien der Freiheit und der Menschenrechte stolz proklamiert hatten, hatten sich mit dem größten Bösewicht –dem Opritschnik Stalin – in Jalta vereinigt, und zwei Millionen freiheitssuchende Menschen zu Folter gespannt und einem qualvollen Tod verurteilt!

Die russischen Menschen werden das nie vergessen!

Und die sowjetischen Agenten machten ihre dreckige Arbeit, jagten jene, die nach Freiheit suchten und schlugen dabei eine pro Kopfprämie vor.

BELGIEN

Die Massenemigration nach Belgien zu Grubenarbeiten begann 1947. Bis dahin hatten die so genannten DPs aus Deutschland versucht, nach Belgien zu gelangen, um möglichst weit weg von der sowjetischen Zone und der Gefahr der Repatriierung zu sein.

1945 nutzten sie die Gutmütigkeit der amerikanischen Militärtransporte, die zwischen Deutschland und Belgien hin und her pendelten, in der Hoffnung, so aus Belgien in jenes Land zu kommen, das sie für gesegnet hielten – die USA.

Die Belgier stellten die Flüchtlinge für Grubenarbeiten für zwei Jahre ein. Der Vertrag enthielt die Zusage einer späteren Weiterbeschäftigung in einem anderen Arbeitsbereich. Doch er enthielt noch einen kleinen Zusatz „nach Möglichkeit“, da sie damit rechneten, dass nach Kriegsende die Belgier nach Hause zurückkehren und selbst die Arbeitsplätze besetzen würden.

Nach Belgien wurden circa 12.000 russische Flüchtlinge überstellt. Einige von ihnen gaben sich als Polen, Ukrainer und andere aus, da sie Angst vor der Repatriierung hatten.

Später emigrierten mit Unterstützung der Tolstoy-Foundation etwa 7.000 Emigranten nach Kanada und in die USA.

Bei der Bezahlung des Flüchtlingstransports kam es zu einem unangenehmen Missverständnis. Die Flüchtlinge mussten in Belgien Schuldscheine gegenüber der Tolstoy-Foundation unterschreiben und auf dieser Grundlage wurden Schiffspassagen und später Flugscheine gekauft. Diese Schuld der belgischen Flüchtlinge war ein Vermögen wert. Später aber erklärte sich die IRO doch dazu bereit, deren Transport zu bezahlen und dies brachte die Tolstoy-Foundation in riesige Schwierigkeiten. Wie sollte man Herrn Ivanov erklären, dass er der Tolstoy-Foundation Transportgeld schuldet, während Herr Petrov kostenlos angereist war.

Wie immer, gab es viele traurige und lustige Geschichten. So bat uns ein Kosake flehentlich, nicht fliegen zu müssen, er wollte nur mit dem Schiff fahren. „Warum wehren Sie sich“, fragte eine unserer Mitarbeiterinnen, „wenn sie mit Frau und Kindern fliegen, werden Sie in einigen Stunden in den USA sein, auf dem Schiff werden Sie von der langen Reise seekrank.“ Doch diese Ermahnungen wirkten nicht.

„Fräulein, Frau“, flehte er unsere Mitarbeiterin an: „Um Gottes Willen, töten Sie uns nicht!“ Und er fiel ihr zu Füßen.

„Gott sei Dank bin ich bis nach Belgien gekommen, lassen Sie uns nicht ins Verderben laufen!“

„Was für ein Verderben?“, fragte die Mitarbeiterin, die nicht imstande war, ihn aufzurichten.

„Doch, doch Verderben: auf dem Schiff werde ich sehen, falls wir in eine andere Richtung fahren, Richtung Leningrad. Und im Flugzeug, was merkst du da schon? Dieses Teufelszeug zieht dich hoch – und schon bist du in der alten Hölle. Fräulein, tun Sie uns den Gefallen, schicken Sie uns mit dem Schiff weg, das wird viel ruhiger“. Und so ließ man ihn mit dem Schiff fahren.

Das Verhältnis der Belgier zu den Russen war ausgezeichnet – sowohl zu ihnen als Verbündete während des Krieges und danach als gute, anspruchslose, nicht verwöhnte und gewissenhafte Arbeiter.

Die Belgier brachten ihren Dank gegenüber ihren früheren Bergleuten zum Ausdruck. Sie alle erhielten die belgische Staatsangehörigkeit und bekommen bis heute verschiedene Vergünstigungen.

Den Bergarbeitern wurde versprochen, dass sie nach zwei Jahren eine Tätigkeit über Tage erhalten würden. Tatsächlich aber waren sie insgesamt viereinhalb Jahre unter der Erde!

EUROPÄISCHE ARBEIT

In den Jahren 1944 - 1945 unternahm die Tolstoy-Foundation den Versuch, sich mit anderen russischen Hilfsorganisationen zu vereinigen. Es wurde versucht Rechtsmonarchisten, Linkssozialisten und Parteilose zusammenbringen. Wir führten Versammlungen und stundenlange Gespräche durch, doch dies alles nahm ein trauriges Ende. Ich erkrankte an einer Thrombophlebitis. Trotz Schmerzen im Bein besuchte ich sämtliche Sitzungen, bis meine Erkrankung ernst wurde und der Arzt mir Bettruhe verordnete. Und später, im Jahr 1946, kam auch Tatiana Alexeevna für viele Monate mit einem Magengeschwür, einer Lungenentzündung und einer Bauchfellentzündung ins Krankenhaus. Sie überstand drei schwere Operationen und verbrachte viereinhalb Monate im Roosevelt-Hospital.

Wir hatten uns davon überzeugt, dass es absolut unmöglich war, verschiedene russische Organisationen zu vereinen. Im September 1947, als Tatiana Alexeevna wieder völlig gesund war, erhielt sie vom Bischofskomitee endlich die Genehmigung, für drei Monate als "Gast" nach Europa reisen zu dürfen, jedoch ohne irgendwelche Rechte oder Vollmachten.

Nach dem Gespräch mit dem Oberhaupt des Bischofskomitees und einer selbstsicheren Dame – einem typisch amerikanischen „social worker“ – hatten wir ein bedrückendes Gefühl. Wir fühlten uns als rechtlose Bittsteller. Wir wollten helfen... wem? Die Russen genossen weder Achtung noch Verständnis und vom Standpunkt des Bischofskomitees und des gedrillten „social worker“ mussten wir zutiefst dankbar sein, dass uns höchste Gunst zuteil wurde: die Genehmigung mit anzusehen, wie unseren Staatsbürgern geholfen wurde.

Doch drei Monate lang als Gast das menschliche Leid der eigenen russischen Landsleute mitzuerleben, die alles verloren hatten: ihre Heimat, ihr Hab und Gut, oft auch die Familie, die obdachlos waren, die heute nicht wussten, was der morgige Tag ihnen bringen würde, in überfüllten Baracken untergebracht – und dabei kein Recht und keine Möglichkeit zu haben, echte Hilfe anzubieten,- so eine Situation konnte Tatiana Alexeevna als Gast der protestantischen Organisation nicht akzeptieren.

Erst Ende 1947 hatte Tatiana Alexeevna den Segen und den Auftrag des Metropoliten Theophil, dem Haupt der Amerikanischen Orthodoxen Kirche, erhalten und fuhr in Begleitung von Pater Ljutov nach München. Die Mission war für drei Monate genehmigt und sie war Gast der protestantischen Organisation Church World Service.

Anfangs schien die Situation hoffnungslos zu sein. Überall so viel Leid, Elend, Not und keine Möglichkeit zu helfen! Sie hatte weder Geld noch Lebensmittel. Als sie anfang zu arbeiten, hatte sie nur zwei CARE-Pakete und keine Möglichkeit, Mitarbeiter einzustellen.

In ihrem Bericht über die ersten Schritte ihrer Tätigkeit in Europa schrieb sie: „Ich bin im Herbst 1947 für drei Monate nach Europa geflogen. Ich fühlte mich wie ein blindes Kätzchen, das nur einen einzigen brennenden Wunsch hatte: sich voll und ganz der Sache zu opfern... doch nicht wissend, wie und wohin ich meine Nase stecken sollte. In der damaligen Zeit durfte man die Worte „Russland“ und „russisch-orthodox“ nicht laut äußern – darüber sprach man nur flüsternd, in einer Ecke versteckt!..

Vom September 1947 und bis Juni 1949 bestand unser russisches Komitee aus Vater Ljutov, L. Serdakovskij, der aus Jugoslawien geflohen war, und mir. Drei Tische und drei Stühle. Ich hatte nicht einmal das Recht, an der Tür ein Schild mit dem Namen unserer Organisation „Tolstoy-Foundation“ anzubringen. Wir hatten kein „Gesicht“, genauso wenig wie jene, die wir betreuen sollten.

Inzwischen hatte die Lutherische-Abteilung im Church World Service folgende Zahlen veröffentlicht: „85% orthodoxe Flüchtlinge und 15% Protestanten“.

Tatiana Alekseevna war zu Beginn einem groben, doch im Grunde genommen gutmütigen Amerikaner unterstellt, der sich kaum in der Sache wie auch in der gesamten Situation der russischen Flüchtlinge auskannte.

Doch Tatiana Alekseevna eroberte dank ihrer extremen Energie, Geduld und ihrem Durchhaltevermögen einen Platz in Europa für Hilfeleistungen der Tolstoy-Foundation, die mit den Jahren das Ansehen einer internationalen Organisation erhielt. Doch welche

Mühe hatte es gekostet, wie viele Demütigungen musste sie in Kauf nehmen, um Gerechtigkeit und Anerkennung einfacher Tatsachen zu erreichen!

Eine der ersten und wertvollsten Mitarbeiterinnen der Tolstoy-Foundation, die bei uns 16 Jahre arbeitete, war Margarita Blanken – die rechte Hand von Tatiana Alexeevna bei der Organisation der Auslandsarbeit.

Klein, kräftig, energisch, mit einem resoluten Blick in ihren grauen Augen vereinte sie estnische Genauigkeit, Präzision und die Hingabe an die russische Sache. Wie Tatiana Alekseevna zählte sie die Arbeitsstunden nicht, arbeitete in der Freizeit auf Kosten der Erholung und eines 8-Stunden-Schlafs...

Von den 20.000 Flüchtlingen durchliefen ca. 6.500 die Farm, wo sie solange lebten, bis für sie eine Arbeitsstelle gefunden wurde. Wahrscheinlich hätte die Tolstoy-Foundation diese immense Arbeit nicht ohne die Unterstützung der Ford-Foundation leisten können, der für den Neubeginn eines jeden Flüchtlings in den USA 55 Dollar spendete, insgesamt 205.000 Dollar.

DPs FAHREN NACH AMERIKA

Ende 1947 hatte Tatiana Alexeevna Schaufuss keine Ruhe, sie und ihre Mitarbeiter waren von früh bis spät in die Nacht beschäftigt, registrierten und befragten Flüchtlinge, die in die USA fahren wollten.

„Name, Vorname, Alter? Woher?“

„Ich bin ein alter Emigrant, mein Vater - ein ehemaliger weißer Offizier. Tatiana Alexeevna schaut ihn aufmerksam an.“

„Wollen Sie in die USA umsiedeln?“

„Ja, natürlich“...

„Dann sagen Sie die Wahrheit. Ich werde Ihnen helfen, doch ich werde es nicht tun können, wenn Sie mich belügen.“

Der Junge schaut sie verlegen an. Er hat einen falschen Pass... Doch zu guter Letzt erzählen sie, manchmal mit den Tränen in den Augen, ihre traurigen Geschichten. Er wurde von den Deutschen zur Zwangsarbeit aus der Sowjetunion mitgenommen... Dort sind die Eltern geblieben und auch seine Braut. Er hat seine Heimat bereits verleugnet. Mal ist er Pole, mal Litauer...

Die Flüchtlinge glaubten, dass ihr Schicksal von den Mitarbeitern abhängt, die sie befragten. Sämtliche Schwierigkeiten, Komplikationen, verbunden mit ihrer Abreise in die USA, waren ihnen selbstverständlich nicht bekannt. Guter Wille, persönliche Sympathien und persönlicher Nutzen – nur das hatte ihrer Meinung nach eine Bedeutung.

„Hätte ich mich bestechen lassen, wäre ich eine reiche Frau“, erzählte Tatiana Alexeevna lachend. „Ich kann mich erinnern wie Ukrainer mir einmal Geschenke brachten. Bestickte Handtücher. Stickerei. Handarbeit, aber was für eine! Wunderschön! Na, ich lächelte. „Ihr seid Separatisten“, sagte ich, „ihr kämpft gegen uns und dann bringt ihr uns Geschenke“. Und selbstverständlich habe ich kein einziges Handtuch angenommen“.

„Und mein gesamtes Zimmer wäre voll mit Papirossen, hätte ich mich bestechen lassen“, erzählte eine der Mitarbeiterin der Tolstoy-Foundation. Es war absolut unmöglich, ihnen zu erklären, dass die Mitarbeiter den Erhalt des Visums gar nicht beschleunigen könnten. Es gab auch sehr rührende Fälle.

Mit hängendem Kopf stand ein riesiger breitschultriger 16-jähriger Junge vor Tatiana Alexeevna. Er war schon mehrmals bei Tatiana Alexeevna gewesen mit der Bitte, seine Familie in die USA bringen zu dürfen.

„Ich kann nichts machen, Boris...“

Zu der Zeit war die Tolstoy-Foundation noch nicht in Europa tätig, Tatiana Alexeevna aber hatte Kontakte zum Church World Service.

Als sie in die traurigen, naiv-kindlichen Augen blickte, aus denen Verzweiflung sprach, hatte sie Mitleid mit ihm. Sie ging zum Chef des Church World Service um bei ihm für den Jungen ein gutes Wort einzulegen.

„Boris“, sagte sie, nachdem sie zurück war. „Sie fahren nach Amerika. Ich habe die Genehmigung...“, sie konnte den Satz nicht bis zu Ende bringen, als die mächtigen Arme des Jungen sie in die Luft hoben.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich runter!“, bat Tatiana Alexeevna. „Sie werden sich überanstrengen!“ Er stellte sie auf den Boden und stürzte wie ein Geschöß aus dem Zimmer.

„Vater, Mutter!“ schrie Boris aus vollem Halse. „Hurra! Hurra! Wir fahren! Wir fahren nach Amerika!“

Die Tolstoy-Foundation registrierte Tausende von Russen, dabei drückte sie manchmal ein Auge bei ihren „Biographien“ zu, oder wartete den passenden Moment ab, um die Emigranten zur IRO oder zum Konsul zu schicken, um die Ungereimtheiten in ihren Biographien zu gestehen.

„Ich schreibe an Sie, weil ich niemand kenne, an den ich mich wenden könnte. Ich fühle mich, als ob ich in der kalten Leere eines fremden Landes wäre, ohne die Möglichkeit, irgendeine Arbeit zu finden. Dies treibt mich dazu, ständig nach menschlichem Mitgefühl zu suchen. Doch an wen kann ich mich wenden mit meiner Bitte um Mitgefühl?“, schrieb eine Flüchtlingsfrau aus dem Lager in Kulmbach.

Noch einige Zeilen aus einem Brief: „Tatenlose Existenz im Lager tötet nicht nur moralisch, sondern allmählich auch physisch.“

Laut Gesetz durften Internationale Organisationen nur Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich, Italien herausholen, für die eine bestätigte Arbeitsstelle gefunden worden war.

Große Organisationen - Protestanten, Katholiken, Juden – hatten es leicht mit Hilfe ihrer reichen und zahlreichen Kirchengemeinden in ganz Amerika Arbeit für die Emigranten zu finden. Die Tolstoy-Foundation hatte es aber schwer. Die Mitglieder der orthodoxen Kirchen in Amerika, meistens Russen aus den Karpaten und Galizien, waren vor etwa 60 Jahren nach Amerika emigriert. Die Jugend wusste nichts über Russland, hatte die russische Sprache vergessen. Die Flüchtlingsfrage interessierte sie wenig, deshalb konnte die Tolstoy-Foundation nicht mit der Hilfe der Kirchen rechnen. Daher waren die Flüchtlinge gezwungen, selbst Arbeit in den Fabriken und auf den

Farmen zu suchen, wohin die Tolstoy-Foundation sie gleich nach Ankunft ihrer Schiffe schickte. Es war keine leichte Aufgabe, Arbeit für Tausende zu finden.

Die Amerikaner suchten Hilfspersonal: Köchinnen, Dienstmädchen, Fahrer, Gärtner. Es fiel Professoren, Wissenschaftlern, Ärzten und Technikern schwer als Köche, Gärtner oder Fahrer zu arbeiten, Autos und Garagen zu waschen. Und intelligenten Frauen zu putzen und Wäsche zu waschen. Dabei bezahlten die Amerikaner diese Arbeit schlecht, manchmal boten sie den Flüchtlingen nur Kost und Logis.

„Aber wir geben ihnen ein wunderschönes Zimmer mit eigenem Bad...“, rechtfertigten sich für gewöhnlich die Arbeitgeber.

Sie verstanden nicht, dass nach den vielen Jahren der Entbehrungen, in denen diese Menschen kein Geld für anständige Kleidung oder Schuhe hatten, um die gespendeten alten Lappen zu ersetzen, sich einen Zahn einsetzen oder plombieren zu lassen - diese Menschen litten echte Not und hatten wenig Interesse an einem eigenen Bad...

Ich erinnerte mich, wie zur Zeit der Depression, als ich auf meiner kleinen Hühnerfarm arbeitete, eine Frau, Professorin an einer großen Universität, in ihrem Wunsch, mich von der schweren Farmarbeit zu befreien, mir einen Arbeitsplatz anbot: 15 Dollar im Monat, ein Zimmer mit Bad, Essen und folgende Arbeit: die Zimmer von sieben Arbeitern saubermachen, Wäsche zu waschen und sonntags Eis auf der Straße zu verkaufen... Frau Professor verstand nicht, dass es viel angenehmer war, Hühnermist statt fremden Schmutz zu entfernen.

Jahre vergingen, bis Russen sich hocharbeiteten und imstande waren, ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Medizin, Philosophie, Archäologie, Literatur und in anderen wissenschaftlichen Bereichen dem Land zurückzugeben, das ihnen Zuflucht gewährt hatte.

Die Flüchtlinge lernten die Sprache, gewöhnten sich an die Besonderheiten der amerikanischen Lebensweise.

Sie werden kaum glauben, welch ein Wunder mir widerfahren ist, berichtete mir eine Frau, die aus Deutschland kam. „Es ging um mein Schicksal... Ich stellte mich in einem luxuriösen Geschäft als Schneiderin vor. Die Inhaberin zeigte mir ein Kleid. Die Ärmel an dem Kleid waren irgendwie sonderbar, solche hatte ich noch nie gesehen. Die Inhaberin sagte: „Wenn Sie ein Kleid mit solchen Ärmeln nähen können, stelle ich Sie ein“. Ob Sie es glauben oder nicht, ich hatte eine schlaflose Nacht, ich konnte mir einfach nicht vorstellen wie ich solche Ärmel nähen sollte. Morgens, es war ein Sonntag, ging in die Kirche, fiel auf die Knie und betete um Gottes Hilfe. Keine Arbeit, Familie, Kinder und dazu noch diese Ärmel! Ich stand auf ... und schaute mich um: vor mir stand eine Dame, die ein Kleid trug mit denselben Ärmeln, die ich nähen sollte. Ich schaute mir die Sache aus der Nähe ganz genau an und nähte das Kleid! Das Geschäft stellte mich ein.

Die wertvollste Arbeit der Tolstoy-Foundation bestand nicht nur darin, den Emigranten materiell zu helfen, auch nicht darin den Menschen die Ausreise in die freien Staaten zu ermöglichen, sondern viel mehr in der Aufklärung der amerikanischen Behörden in Bezug auf die politische Lage der Russen, die aus Sowjetrußland geflohen waren.

Eines der Beispiele:

Eine Sitzung von „American Council of Foreign Work“. Einer der verantwortlichen Mitarbeiter des Staatsdepartements hielt einen Vortrag über DP`s. Mitten in seiner Rede wandte er sich an mich.

„Ich kann Sie erfreuen“, sagte er und berichtete mir über irgendein Privileg, das man für russische Flüchtlinge durchgeboxt hatte.

„Es ist schon längst an der Zeit, etwas für die Russen zu tun“, antwortete ich. „Nach all der grausamen Behandlung, welche diese Menschen seitens des Alliiertenkommandos und der UNRA erfahren haben“.

„Was für grausame Behandlung?“

„Gewaltsame Repatriierung.“

„Was für gewaltsame Repatriierung?“ rief der Beamte des Staats Departements. „Das hat es nie gegeben!“

Doch einige Vertreter anderer Organisationen unterstützten mich: es gäbe eine solche Verordnung der Militärbehörde.

Und der Regierungsbeamte, der einen verantwortungsvollen Posten im Staatsdepartement und mit den DP's in Deutschland zu tun hatte, wusste nichts von dieser Verordnung!

Eine Weile später besuchte mich Herr X. aus Washington in meinem Büro und begann mich auszufragen, welchen Grund ich gehabt hatte, einen Beamten, der eine Rede in der Versammlung der Hilfsorganisationen gehalten hat, zu beschuldigen, er repatriiere DP's nach Sowjetrussland.

Ich erzählte Herrn X., was genau in dieser Sitzung der Amerikanischen Flüchtlingshilfsorganisationen vorgefallen war.

„Und Sie haben den Beamten nicht der Zwangsrepatriierung beschuldigt?“

„Natürlich nicht!“

„Und haben Sie eine Verordnung des Militärämtes UNRA über die Zwangsrepatriierung?“

„Ja, habe ich!“

„Könnten Sie sie mir diese geben?“

„Nein. Das ist das einzige Exemplar.“

Doch er versuchte es weiter, versprach mir, das Exemplar sofort zurückzugeben. Ein paar Tage später erhielt ich das Dokument tatsächlich zurück. Unvorstellbar, dass dieses Papier in den Washingtoner Archiven nicht existierte...

Es gibt viele Beispiele für die amerikanische Unwissenheit in der russischen Frage – sogar im Senat.

Im Frühling 1949 wurden 250 Emigranten, die eine Unzahl von verschiedenen Kommissionen, Subkommissionen, medizinischen Untersuchungen, manchmal mehr als 16, über sich ergehen lassen mussten, die bis zu zwei Jahren dauern konnten, in den Zug Richtung München-Berlin gesetzt, um von da mit dem Schiff nach New York zu reisen. All diese Menschen haben ihre Arbeit, ihre Wohnung, sogar einen Teil ihrer Kleidung zurückgelassen und freuten sich drauf ins gelobte Land Amerika auszureisen. Doch plötzlich, absolut unerwartet und ohne den Grund zu nennen, wurden alle 250 Personen aus dem Zug geholt... Warum? Aus welchem Grund? Die Telegramme von T.A. Schaufuss flogen nur so nach New York...

Folgendes stellte sich heraus: die amerikanischen Behörden erfuhren, dass diese Sowjetbürger Mitglieder von Gewerkschaften, MOPR, Osoaviachim und anderen ähnlichen Organisationen waren, und schlossen aus der Zugehörigkeit zu diesen Organisationen auf eine Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei.

Ich verfasste Anträge und Proteste an Senatoren und Kongressangehörige. Die Reisen nach Washington wurden häufiger. Ich klopfte an viele Türen, doch es gab keine Antwort... Sie hören zu, doch sie erhören dich nicht!

Am 9. März 1951 sprach ich vor der Senatskommission für Fragen der Emigration in die USA. Ich war sehr aufgeregt und hatte mich vorbereitet. Ich zitiere nur einen Teil meiner Rede:

„Nach Kriegsende lebten all jene, die die Freiheit vorgezogen hatten, in der Hoffnung auf die Möglichkeit, in irgendein freies Land umzusiedeln, in dem sie eine ehrliche Arbeitsexistenz beginnen konnten. Stattdessen waren sie gezwungen, in einer Atmosphäre der Lüge zu leben, ihre Vergangenheit zu verheimlichen, wie gehetzte Tiere. Im Jahr 1947 bekamen sie den Rechtsstatus DP, und nun werden sie in den Jahren 1950 und 1951, als gefährliche Elemente abgeschoben. Fünfeinhalb Jahre Armut, unklarer Zukunft und ständiger Angst! Unzählige Verhöre, Fragebögen – und dann die Zerstörung aller Hoffnungen!

...Wenn wir die ehemaligen Sowjetbürger abschieben, dann spielen wir der sowjetischen Regierung in die Hände“.

Eine ganze Woche verbrachten der Direktor der Tolstoy Foundation Mister Taylor und ich in Washington, in den Couloirs des Senats, und versuchten einzelnen Senatoren zu beweisen, dass alle arbeitenden Bürger der Sowjetunion ohne Ausnahme verpflichtet waren, Mitglieder der Gewerkschaft, MOPR, Osoaviachim oder anderer Organisationen zu sein.

Endlich gelang es mir, mit Mühe und Not ein Treffen mit dem Senator McCarren, dem Verfasser dieses Gesetzes, zu vereinbaren. Ich traf ihn auf dem Korridor.

„Ich kann nicht jetzt mit Ihnen sprechen, ich eile zur Senatssitzung...“

„Ganz kurz, Senator, ich muss Ihnen dringend etwas sagen...“

„Gut, drei Minuten, nicht mehr.“

„Senator“, sagte ich. „Sie müssen mich aus den USA ausweisen“.

Der Senator blicke mich ungläubig an.

„Warum?“

„Ich war in Russland Mitglied der Gewerkschaft.“

„Na und... Sie... Sie... Wer sind sie? Eine Verwandte des Schriftstellers?“

„Ich bin die Tochter von Leo Tolstoi.“

„Warum müssen Sie dann ausgewiesen werden? Ich verstehe nicht...“

„Laut Ihrem Gesetz dürfen frühere Mitglieder der Gewerkschaften und anderer sowjetischen Organisationen nicht nach Amerika immigrieren. Und ich war Mitglied.“

„Aber ich habe diesen Gesetzesentwurf nicht unterschrieben“.

Dann zeigte ich ihm einen in Klammern gesetzten Satz, aus dem hervorging, dass Mitglieder der Gewerkschaften, von MOPR und anderen sowjetischen Organisationen als Kommunisten betrachtet werden.

„Dies ist eine falsche Interpretation meines Gesetzes.“

„Und was soll man jetzt tun, Senator?“

„Ich werde einen Berichtigungsantrag im Senat stellen. Dies ist ein Missverständnis.“

Nun sitzen wir, der Direktor der Tolstoy-Foundation Mr. Taylor und ich in der Galerie des Senats in jenem Moment, als Senator McCarren einen Änderungsantrag stellt: die Worte „das Verbot der Einreise in die USA für Mitglieder der Gewerkschaften...“ zu streichen. Nur ein paar Worte – und Dutzende Tausend Menschen erhielten die Möglichkeit, in das freie Land Amerika einzureisen.

„Schreckliche Anspannung, endlose Korridore, das „Fangen“ von Senatoren, in Gedanken aber bin ich bei tausenden von Menschen, die man retten musste. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und brach in Schluchzen aus.

„Komm, komm...Hier kannst du nicht weinen...“ Und unser lieber Direktor Taylor brachte mich ins Hotel. Von dort schickten wir sofort ein Telegramm an Tatiana Alexeevna in München.“

DIE BERJOSOV– KRANKHEIT

In ihrem Bericht nach Washington am 25. September 1950 schrieb Tatiana Alexeevna Schaufuss:

„Die Alliierten überließen den baltischen Völkern, den Polen und Ukrainern das Recht selbst über ihr Schicksal zu entscheiden und zwischen Repatriierung und Emigration zu wählen. Die Russen wurden dagegen den sowjetischen Repatriierungsoffizieren übergeben“.

Kann man ihnen denn zum Vorwurf machen, dass sie, um als Letten zu gelten, den Buchstaben „e“ ans Ende ihres Namens (Davidov – Davidove) setzten und den Nachnamen und den Geburtsort änderten?

Ein Brief aus Deutschland als Beispiel.

„Ich bin ein Kosake aus Kuban, heiße Schestakov, Iwan Andreevitsch, Staniza (Kosakensiedlung) so und so. Doch seit 1945, als man uns zusammen mit den Folterknechten gewaltsam aus Lienz in die Heimat schickte, bin ich Nikitin Ilja Ivanovitsch. Mir geht es schlecht, denn die Tschekisten und 10 Jahre am Belomorkanal haben mir meine Gesundheit genommen...“.

Tausende oder Dutzende Tausende von Russen, welche in die USA kamen, gerieten in eine schwierige Situation: nachdem sie keine Angst mehr vor einer Repatriierung haben mussten und sich psychisch erholt hatten von dem, was sie unter dem Joch des Kommunismus erlittenen hatten, wollten sie endlich nicht mehr das verheimlichen, was sie gezwungenermaßen viele Jahre in der UdSSR und auch in den ersten Jahren der Emigration verheimlichen mussten. Aber während vorher alle der Gefahr ausgesetzt waren, repatriert zu werden, so hing jetzt das Damoklesschwert der Deportation über denjenigen, die in die USA kamen und vor ihrer Abreise falsche Angaben zu ihrer Person gemacht hatten. Dabei drohte die Deportation gerade den Personen, die bei der Ankunft in die USA ehrlich zugaben, ihre Papiere gefälscht zu haben mit dem Ergebnis

dass sie nicht in Kiew oder Moskau, sondern irgendwo in der Westukraine oder in Lettland geboren worden waren.

Die Tolstoy-Foundation bemühte sich 3 Jahre lang, die so genannte „Beresov-Krankheit“ (nach dem Namen des Dichters und Schriftstellers Rodion Beresov) zu bekämpfen. Er war einer der ersten, der wegen falscher Angaben aus den USA deportiert werden sollte. Beresovs Repatriierung war für den 9. Oktober 1954 angesetzt.

Unvorstellbar dass die Amerikaner - Regierung wie auch die Sozialarbeiter zu der Zeit absolut kein Verständnis für die Tragödie russischer Überläufer hatten und nicht verstanden, dass deren Repatriierung den Sowjets zugute kam.

Dafür wussten die Flüchtlinge ganz genau, was sie nach der Rückkehr in die Sowjetunion erwartete. Sie wussten, dass an jedem x-beliebigen Ort wenigstens eine Hoffnung auf ein freies und nützliches Leben gäbe. „Zu Hause“ konnte es sie nicht geben.

Erst nachdem diese Menschen in die USA oder in andere freie transatlantische Länder gekommen waren und Monate oder gar Jahre in diesen Ländern verbracht haben, nahm ihre Angst ab. Sie wurde abgelöst von dem Wunsch nach Wiederherstellung der eigenen Würde abgelöst und der Berichtigung der früheren falschen Angaben über die eigene Herkunft und dann erst die Staatsbürgerschaft des Landes anzunehmen, das sie inzwischen lieb gewonnen hatten und das sie ehrten und in dem ihre Kinder zur Welt kamen und aufwuchsen. Wie einer von ihnen sagte: „Ich hatte keine Gewissensbisse als ich das Leben meiner Familie und auch mein Leben rettete, dafür habe ich meine sowjetische Herkunft verheimlicht. Doch ich habe solche Achtung vor die amerikanischen Staatsangehörigkeit, dass ich diese erst dann annehmen kann, wenn ich ehrlich und offen die Wahrheit über mich erzähle.“

Es gab circa 20.000 Menschen mit ähnlichen Problemen. Laut Gesetz hatte sich der überwiegende Teil dieser Menschen keiner Straftaten schuldig gemacht außer der Falschaussage über die eigene Herkunft unter Eid zum eigenen Schutz.

Ich machte Angaben zu der Sache von Pjotr Volkovez, der als DP in die USA gekommen war und sich beim Ausfüllen der Papiere als Pole ausgab, um seine russische Herkunft zu verheimlichen und eine Zwangsrepatriierung zu vermeiden. Dies war der erste Fall, der vor den Vertretern der Generalstaatsanwaltschaft zur Verhandlung stand und von denen sein weiteres Schicksal abhängig. Der Staatsanwalt konnte sein Urteil selbständig fällen oder diesen Fall an den Kongress zur Bestätigung weiterleiten. Da es der erste „Problemfall“ war, hatte man für diesen Fall an die 500 Seiten verschiedener Dokumente, Bescheinigungen, Anträge zusammengetragen und eine große Anzahl von Zeugen befragt. Ich war eine dieser vielen Zeugen gemeinsam mit Pater Lislov, der seinerzeit in Kempten alle Grausamkeiten der Zwangsrepatriierung durchlebt hatte.

In meiner Zeugenaussage versuchte ich die ganze Geschichte der „Beresov-Krankheit“ zu schildern und die Gründe, welche diese Menschen zwangen, beim Versuch ihr eigenes und das Leben ihrer Familie vor der Auslieferung an die Sowjetische Regierung zu retten, die Angaben zu ihrer Biographie zu fälschen..

Die rechtliche Stellung des Immigranten, der unter falschem Namen und falscher Nationalität in die Staaten gekommen war, war eine der kompliziertesten und schwierigsten Angelegenheiten für uns und die Mitarbeiter der Tolstoy-Foundation

verwendeten dafür viel Kraft und Zeit. Unwillkürlich stellte sich die Frage: Weshalb so viel überflüssige Aufregung und Qual.

Wir mussten aufklären, dass sowjetische Bürger, die kommunistischen Organisationen wie Gewerkschaften oder anderen Gesellschaften unter Druck beigetreten waren oder um einen Arbeitsplatz zu bekommen, nicht als Personen betrachtet werden dürfen, die eine kommunistische Gefahr darstellen (das Jahr 1948).

Die eklatantesten Fälle, in denen aktiven und leidenschaftlichen Antikommunisten die Einreise in die USA verwehrt wurde, führte Tatiana Alexeevna in einer Anlage zu ihrem Bericht an, den sie bei der DP-Kommission in Washington einreichte.

Diesem Bericht wurde auch ein an General Eisenhower gerichteter Brief von Bischofs Anastasij beigelegt, sowie die Stellungnahme eines sowjetischen Wirtschaftswissenschaftlers über die Rolle der Gewerkschaften im sowjetischen System: dass jeder Werktätige unbedingt Mitglied in mindestens einer der so genannten „freiwilligen“ Vereinigungen sein sollte. Die Mitgliedschaft bestand ausschließlich in der Leistung der Mitgliedsbeiträge, was der Steigerung des Staatsbudgets diente.

Die Menschen begriffen nicht, warum man Angst hatte sie in die USA zu lassen.

Oft verweigerte man auch den leidenschaftlichen Antikommunisten die Einreise in die USA. Und damit verlor Amerika die besten Menschen und Freiheitskämpfer, was der Sowjetunion sehr gelegen kam.

Die Politik der Amerikaner war für uns Russen so unannehmbar, dass ich in meinem Tagebuch folgendes schrieb:

„August, 1945.

Wird die Tolstoy-Foundation existieren? Werden die Kräfte, die heute die Welt regieren, die Existenz einer Organisation wie die unsere, obwohl klein, doch markant und stark, zulassen?“

Tatiana Alexeevna schrieb in einem Memorandum:

„ ... Das Einreiseverbot für Russen nimmt an manchen Orten massive Ausmaße an. Kaum sind die Flüchtlinge aus der UdSSR nach dem Schrecken der Repatriierung zu sich gekommen, hängt über ihnen wieder ein Schwert, das sie in Entsetzen versetzt.

Eines der Ziele des Aktes von 1948 über die Immigration in die USA war, den Opfern des Nazismus das Aufenthaltsrecht im neuen Land – den USA - zu garantieren. Die Ergänzung zum Gesetz von 1950 erweiterte dieses Gesetz auch auf die Opfer des Kommunismus.

Doch was sehen wir in der Praxis?

Wenn jenen den Weg in die USA versperrt, die Gewerkschaftsmitglieder waren, so wird kein einziger Bürger der ehemaligen Sowjetunion in die USA gelangen. Diese Politik kommt nur dem Politbüro zu Gute. Und diese Schwierigkeiten entstehen nur, weil das Personal in den Konsulaten die russische Frage nicht verstand.

Ich rufe nicht zur Nachsicht oder zum liberalen Einlass von unerwünschten Personen in die USA auf! Mein Aufruf gilt dem richtigen Verständnis des gesamten Problems!“

Am 28. August 1952 erläuterte Tatiana Alexeevna in ihrem Schreiben an die Subkommission für Flüchtlinge und Überläufer bei der juristischen Senatskommission sehr eingehend die Lage der Flüchtlinge.

„Die gesamte Situation bezogen auf die russischen Flüchtlinge wurde absolut falsch dargestellt“, schrieb Tatiana Alexeevna Schaufuss. „Nicht 8.000 Flüchtlinge, sondern an die 1.900.000 wurden aufgrund der Vereinbarung in Jalta der sowjetischen Regierung ausgeliefert. Dies ist eines der größten Verbrechen gegen die Menschenrechte und die Prinzipien des Anstands. Diese Beschlüsse führten dazu, dass Tausende von Menschen, wie Tiere zu Tode gehetzt und verfolgt wurden. Sie änderten ihre Nationalität, fälschten Dokumente, oft mit Hilfe der verbündeten Militärpersonen, als diese verstanden welche Todesangst allein der Gedanke an Repatriierung bei diesen Flüchtlingen hervorrief.

Die internationalen Gesetze beraubten diese Menschen bis Ende Dezember 1951 des Rechts auf materielle Hilfe. Und einige erhielten erst im Februar 1952 die Erlaubnis zur Ausreise.

Die falsche Interpretation des Gesetzes zur inneren Sicherheit durch einige Regierungsbeamte, welche Flüchtlinge und Überläufer betreuten, fuhr Tatiana Alexeevna fort, führte zu einer Reihe von Missverständnissen in Bezug auf die Menschen, die wir betreuten und zu denen wir auch künftig freundschaftliches Verhältnis erhalten wollten. Das Misstrauen wurde zur Verzweiflung, ein prächtiger Nährboden für den Antiamerikanismus.

Am Ende ihres Vortrags nannte T.A. Schaufuss die Zahl der Flüchtlinge, die eine Genehmigung zur Immigration benötigten:

Aus Deutschland, Österreich und Italien:	5.500
Aus Shanghai	8.500
Aus Belgien	2.500
Aus Triest	2.000
Aus Iran	1.500
Aus Indien, Kaschmir	500
Aus Nahost (überwiegend Kaukasier)	1.000
Aus europäischen Ländern	12.000
Geschätzt:	35.000 bis 40.000 Flüchtlinge

Selbstverständlich gefiel die Tätigkeit von Tatiana Alexeevna der kommunistischen Macht nicht. Sorgfältig wurde sie im Ausland von Agenten der GPU beschattet, die ihre Feinde unauffällig verschwinden ließ.

Verleumdung, Schmähchriften in den Zeitungen, eine verdächtige Autopanne in der Nacht, in der Tatiana Alexeevna eines der Flüchtlingslager besuchte.

„Man hat mir zehntausend Dollar angeboten“, erzählte ihr lächelnd ihr dicker, gutmütiger, sehr treuer Fahrer, ein ehemaliger Sowjetbürger.

„Du fährst“, sagten sie mir, „durch verschiedene Berge in der Schweiz und in Italien. Lass sie doch einfach in den Abgrund stürzen. Verdienst Zehntausend.“

Georgij Ovtshinnikov - George, wie ihn die Amerikaner nannten, blieb bis zuletzt ein treuer Freund von Tatiana Alexeevna. Er fuhr sie Tag und Nacht auf allen möglichen Straßen durch ganz Europa, beschützte sie, half ihr und störte sie niemals im Schlaf,

wenn sie müde, kraftlos, erschöpft durch stundenlange Arbeit, oft auch nachts, im Wagen einschlieft.

Es war eine gefährliche Tätigkeit.

Bei unserer Arbeit mit den Flüchtlingen gab es viele rührende Episoden. Einige von ihnen habe ich bereits vergessen, doch manche sind heute noch in meinem Gedächtnis lebendig. Besonders stark in Erinnerung geblieben sind mir Kinder und Jugendliche, Waisenkinder, die ganz alleine auf der Welt waren.

Ich erinnere mich an einen Jungen von 14 - 15 Jahren. Wir trafen ihn am Hafen. An seiner Brust hing ein Zettel: „Ich bin Vollwaise, gewährt mir Obdach“. Und wir fanden einen Platz für ihn. Der Junge lebte einige Jahre auf der Farm der Tolstoy-Foundation, ging zur Schule, stellte sich auf seine eigenen Beine und fuhr, wenn ich mich nicht irre, nach Kalifornien. Anfangs schrieb er uns, doch später kamen die Briefe immer seltener...

Als Wanja aus Deutschland kam, war er 17 Jahre alt. Er wurde 1941 zum Waisen, als sein Vater ums Leben kam. Seit dem 11. Lebensjahr lebte er bei seiner Schwester, danach arbeitete er in der Küche einer deutschen Einheit. Sein Arbeitstag begann um 3 - 4 Uhr früh und endete um 6 - 7 Uhr abends, danach ließ man ihn noch die Stiefel der deutschen Offiziere putzen.

Ende 1944 erkrankte Wanja. Während eines Artilleriebeschusses in Ostpreußen traf ein Splitter sein Knie und er lag einige Monate im Krankenhaus. In seiner Kindheit träumte Wanja davon, zu lernen. Dies gelang ihm nur teilweise, erst 1947, als er ins russische Lager Fischbeck in Ostpreußen kam, konnte er fünf Klassen am Gymnasium beenden.

Kaum war Wanja auf der Farm der Tolstoy-Foundation wohnte, hatte er sich schon an der High School angemeldet. Das Lernen fiel ihm nicht leicht, vor allem weil er kein Englisch konnte, doch Wanja wollte unbedingt sein Studium beenden. Er war ein guter Junge. Während seines gesamten Aufenthalts bei uns auf der Farm gab es keine einzige Beschwerde, er benahm sich vorbildlich, half jedem, der es brauchte, und war ein guter älterer Kamerad für die anderen Kinder.

Stets war etwas Ernsthaftes, Erwachsenes in diesem Jungen, in seinen braunen und etwas traurigen Augen. Schon als ganz junger Mensch hatte er einen gefestigten Charakter, das schwierige Leben voller Prüfungen hatte ihn gelehrt.

Jahre vergingen. Wanja beendete die High School. Um Geld für die Universität zu verdienen, arbeitete er, während er auf unserer Farm lebte, in der benachbarten Kartonfabrik. Nachdem er etwas Geld verdient hatte lieh er sich den fehlenden Betrag beim Studentenfonds und wurde an der Universität in Ohio immatrikuliert. Er studierte und arbeitete gleichzeitig und zahlte die Schulden an den Russischen Studentenfonds zurück. 1961 absolvierte Wanja die Universität.

Er ist oft zu Gast im Haus der Tolstoy-Foundation. Ihn begleiten eine sehr nette Ehefrau und zwei Kinder. Heute ist er Hütteningenieur und verdient gut.

Ich kann mich an noch einen Fall erinnern.

Fedja war der Sohn eines Grubenarbeiters in einem der südlichen russischen Gouvernements. Während des Krieges geriet er nach Deutschland und kam zusammen mit anderen Flüchtlingen nach Amerika. Englisch konnte er fast gar nicht, doch bald

bekam er eine Stelle als Sanitäter im Krankenhaus in Nyack, das nicht weit entfernt war. Tags arbeitete er und abends studierte er.

Klein, sehr lebendig, mit klugen braunen, aufmerksamen Augen, die alles verstanden, einem offenen, lieben Gesicht, wurde Fedja sehr schnell der Liebling von allen. Die Patienten im Hospital gewannen ihn sofort lieb und halfen ihm Englisch zu lernen. Fedja hatte ein außergewöhnliches Gedächtnis. Die Patienten schrieben ihm auf einem Blatt Papier einhundert durchnummerierte Substantive, er las sie ein einziges Mal durch und konnte dann zu jeder Nummer das passende Wort nennen.

Neben der Arbeit im Krankenhaus besuchte Fedja Abendkurse, bestand die Prüfung für die High School und meldete sich zum Wehrdienst.

Leider gibt es heute sehr wenige Jugendliche, die anders sein wollen als alle anderen. Wir hören oft von den Jungen und Mädchen, wenn man sie kritisiert: „Alle machen das so!“ Fedja ließ sich nie von seinen Bekannten beeinflussen, im Gegenteil, er beeinflusste die jungen Leute, die mit ihm befreundet waren. In der Militärbaracke setzte er sich als Ziel, den Jungen das Schimpfen abzugewöhnen. „Stellen Sie sich vor“, erzählte er mir, lächelnd und mit glänzenden Augen, „unsere Baracke war die einzige, in der nicht geschimpft wurde. Und das ist ausgezeichnet!“

Er erzählte, wie er sich das Rauchen abgewöhnt hatte. „Es war schwer, ich muss an mir selbst arbeiten, doch ich habe es geschafft und ...das ist ausgezeichnet“. Er liebte die Menschen und die Menschen liebten ihn.

Eines Tages hielt ich eine Vorlesung an der staatlichen Universität in Illinois, an der Fedja studierte. Er saß in der ersten Reihe und stellte mir nach der Vorlesung einige Fragen. Danach wurden wir auf eine Tasse Tee bei einem Professor eingeladen, bei dem sich alle Lehrer der Fakultät versammelt hatten. Fedja war niemals Gast in einer Professorenengesellschaft gewesen und wurde schüchtern. „Macht nichts“, belehrte ich ihn, „wenn eine Dame eintritt, stehen Sie auf. Reichen Sie niemals als erster der Dame die Hand...“ Und Fedja benahm sich wie ein echter Gentleman. Ich hatte kaum Zeit mich umzublicken als ich bemerkte, dass Fedja im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Professoren stand. Ich ruhte mich aus. Fedja demonstrierte seine außergewöhnliche Fähigkeit, sich 100 Wörter zu merken und dann stellten ihm die Professoren Fragen über Sowjetrußland, über die Bedürfnisse der einfachen Leute, die Grausamkeiten der Sowjets, die Repressalien. Das war die zweite Vorlesung an diesem Abend und wohl interessanter als meine.

Ich bedauere sehr, dass ich Fedja nicht mehr sehe, diesen klugen starken Fedja, der so viel durchgemacht und sich mit so großer Willenskraft selbst erzogen hatte.

Ich weiß, dass er irgendwo im Westen lebt. Von Zeit zu Zeit schickte er mir eine Weihnachtskarte und so erfuhr ich, dass er schon eine Familie hat, als Ingenieur arbeitet und sehr glücklich ist.

Manchmal überkommt mich Traurigkeit wenn ich an all die Menschen denke, deren Schicksal uns, den Mitarbeitern der Foundation, so nahe ging. Sie verschwinden spurlos aus unserem Leben. Doch wie soll man die Verbindung zu ihnen aufrechterhalten? Es waren Tausende...

Die Haupttätigkeit von Tatiana Alexeevna Schaufuss war in Europa, doch zweimal im Jahr kam sie in die USA, und wohnte in einem winzigen Zimmerchen im alten Flügel des Hauses, wo oben Ksenia Andreevna Rodsjanko wohnte und im unteren großen Zimmer mit einer Terrasse ich.

Manchmal bereisten wir ganz Amerika in der Hoffnung, die Amerikaner für die Arbeit der Tolstoy-Foundation zu interessieren. Ende der 40-er Jahre wurden in einigen Großstädten Komitees der Tolstoy-Foundation gegründet: in Los Angeles, San Francisco, Detroit, Chicago, Dallas. Teilnehmer dieser Komitees waren nicht nur bedeutende Amerikaner, sondern auch alteingesessene Russen. Zu unserem Bedauern stand die Arbeit still sobald wir nicht mehr vor Ort waren und in Abwesenheit von Tatjana Alexeevna hatte ich einfach nicht genug Zeit. Mit der Zeit kam die Tätigkeit zum Stillstand. Die Büros wurden geschlossen.

Bei einem unserer Besuche in Los Angeles, organisierten die Russen eine Versammlung, bei der Tatiana Alexeevna und ich Vorträge über die Tätigkeit der Tolstoy-Foundation hielten. Der Raum war überfüllt. Man hörte aufmerksam zu und viele aus dem Publikum lächelten fröhlich und begrüßten Tatiana Alexeevna. Dies waren Emigranten, die sie in Europa interviewt hatte und denen sie geholfen hatte in die USA zu kommen.

In unseren Vorträgen sprachen wir von der Notwendigkeit, Altenheime für ältere Russen zu gründen.

Die Jahre flogen unbemerkt vorbei... Nach den vielen schweren Prüfungen und Krankheiten hatten die Menschen ihre Kraft verloren, und das einsame Altwerden in der Fremde kroch heran - ohne Sprache, oft ohne Verwandte...

Doch wie könnte man diese Sache ins Rollen bringen? Woher konnte man die Mittel nehmen, um Altenheime für alte Russen bauen zu können?

Als der Vortrag zu Ende war und die Leute ihre Fragen stellten, kam ein Mann in mittleren Jahren auf die Tribüne. Ich bemerkte, dass er nur den rechten Arm bewegen konnte und die linke Hand bewegungslos herunterhing.

„Wir haben uns Vorträge von Aleksandra Lvovna und von Tatiana Alexeevna Schaufuss angehört. Sie haben uns gesagt, dass es nötig ist sich um unsere Alten zu kümmern und Altenheime für sie zu bauen“, wandte er sich an die Versammlung, indem er mit der gesunden Hand gestikulierte. „Wie viele Russen haben wir in Amerika? Mehr als 1 Million? Lassen Sie uns 2 Packungen Zigaretten im Monat weniger rauchen (damals kosteten Zigaretten 25 Cents pro Packung) und den Betrag für 2 Packungen, d.h. 50 Cents im Monat, für den Bau der Altenheime spenden!“

Er sprach so überzeugend, mit Feuer und als er aufhörte zu reden, kam einer nach dem anderen auf die Tribüne und auf dem Tisch häufte sich das Geld. Dies war die erste Sammlung für den Bau eines Altenheimes.

Als wir in New York ankamen, beschrieben wir in den Zeitungen was in Los Angeles passiert war, und baten die Russen dem Beispiel der Kalifornier zu folgen und jeden Monat 50 Cent für den Bau eines Altensheims zu spenden. Die Tolstoy-Foundation sammelte dieses Geld einige Jahre lang. Gute und anteilnehmende Menschen, größtenteils nicht wohlhabend, jene, die Geld für ihr tägliches Brot verdienten, schickten uns ihre Spenden. Und innerhalb einiger Jahre kam die stattliche Summe von 58.000 Dollar zusammen! Diese Summe gab uns die Möglichkeit, mit dem Bau des ersten Hauses zu beginnen, das immer noch in Betrieb ist.

Das Altenheim ist immer überfüllt und etwa 15-16 Alte stehen gewöhnlich auf der Warteliste.

Nach dem Bau des ersten Altenheims wurde Nr. 2 eröffnet, das aus einer umgebauten ehemaligen Offizierskantine in Orangeburg bestand. Während des Krieges war hier ein großer Truppenteil stationiert. Heute wohnen in diesem Haus 20 ältere Menschen. Eines Tages sagte Tolstoi: „Je mehr du tust, desto mehr Zeit hast du“. Wenn Menschen nichts tun, wie Tolstoi sagte, haben sie nie Zeit.

AUS SCHWEDEN IN DIE VEREINIGTEN STAATEN

Um sich vor kommunistischen Agenten zu verstecken, die überall herumschnüffelten, brachten Russen nach dem Krieg oft ihr Leben in Gefahr. Ich möchte hier die Geschichte des Flüchtlings Vladimir Bondarenko anführen, der eine phantastische Reise über den Atlantik unternommen hat, um ein neues, freies Leben zu beginnen. So beschreibt er seine Reise über den Ozean.

Tief in der Nacht am 4. August 1950 lief aus dem Hafen Falkenberg in Südschweden ein sehr seltsames Schiff aus. Am Heck dieses kleinen Holzschiffes mit 80 Register-tonnen, wehte keine Flagge, auf seinem schäbigen Rumpf stand kein Name. Kein Land, kein Hafen der Welt hielt dieses Schiff für sein eigenes. Das Phantomschiff schleppte sich im Morgengrauen mühsam den schlafenden Fluss entlang, um ins offene Meer zu gelangen.

Das Schiffsdeck war unordentlich mit Kisten, Koffern, großen Tüten vollgestellt und mit einer Zeltplane abgedeckt. Der Laderaum unter dem Deck war statt mit Fracht voller Passagiere. 108 Personen – Männer, Frauen und Kinder, vom 7 Monate alten Baby bis zu einer 84-jährigen würdevollen Matrone. Unter all diesen Menschen, größtenteils Balten, war auch ich. Vor uns lagen über 8.000 km, das Nordmeer und der Atlantische Ozean bis wir Amerika erreichen würden. Keiner von uns besaß Einreisepapiere, wir hatten kein Recht, in irgendein Land dieser Erde einzureisen, wir konnten auch nicht nach Schweden zurück, da wir niemals schwedische Staatsbürger gewesen waren. Was hatte uns alle, verschiedenen Alters, verschiedener Berufe und Nationalitäten gezwungen, gemeinsam auf die riskante Reise Richtung Ungewissheit zu gehen in einem morschen Holzfrachtschiffchen, das gar nicht dazu bestimmt war, den Ozean zu besiegen. Nein, nicht die Abenteuerlust: fast alle von uns, sogar die Kinder, hatten bereits zu viel durchmachen müssen. Um solchem Leid in der Zukunft aus dem Weg zu gehen, hatten wir unsere schon gewohnten Zelte abgebrochen. Obwohl wir alle verschieden waren, hatten wir alle eines gemeinsam – wir waren durch den eisernen Vorhang geflohen. Wir hatten mit eigenen Augen gesehen und an unseren eigenen Körpern und unseren Seelen erfahren, was unsere provisorischen Gastgeber, die kultivierten und gastfreundlichen Schweden, mit einem skeptischen Lächeln und befremdeten Achselzucken nur in der Zeitung lasen. Vor der Ankunft in Schweden hatte jeder von uns nicht nur einmal sein Leben riskiert und dabei manchmal das verloren was teurer als sein Leben war. Wir wollten nicht mehr weiter in ewiger Angst leben und unsere letzte Minute erwarten. Das schwache, von allen Seiten vom Bolschewismus umzingelte Schweden, das sich an seine vergängliche Neutralität klammerte, konnte uns nicht vor der quälenden ewigen Angst retten.

Eine Gruppe von Letten hatte mit schwer verdientem Geld ein altes, ausgesondertes, nur für Küstengebiete geeignetes Minensuchboot erworben. Dazu kauften sie einen 400-PS-Dieselmotor, bauten ihn ein, und begannen das Schiff für die bevorstehende Reise vorzubereiten. Den Initiatoren schlossen sich Esten, Polen und wir zwei Russen an. Die Menschen arbeiteten monatelang schwer und versuchten aus dieser Arche etwas

Seetaugliches zu basteln. Wir alle kannten uns und waren durch dieses gemeinsame Geheimnis verbunden. Zwar wurde mit der Zeit daraus ein öffentliches Geheimnis: die schwedischen Zeitungen schrieben offen über unser Schiff. Zwecks Geheimhaltung überführten wir das Schiff aus Göteborg, wo das Schiff ausgerüstet und bestückt wurde, in den Hafen Falkenberg, doch auch hier sprach bald die ganze Stadt über uns.

Damit die Sowjets nichts davon erfuhren, wurde der genaue Abreisetermin geheim gehalten, sogar die Teilnehmer der Reise wussten nichts. Allen wurde vorgeschlagen, sich etwa 2 Wochen vor Auslaufen auf dem Schiff zu versammeln. Um das Gefühl der Enge zu vermeiden, wohnten viele von uns am Ufer, in Zelten oder einfach unter freiem Himmel; hier wurde auch gekocht, Karten gespielt, manche sonnten sich und angelten. Endlich liefen wir aus.

Zuerst war das Wasser gnädig. Das gewöhnlich rauhe Nordmeer blieb ruhig und zärtlich. Doch auf dem Atlantischen Ozean gerieten wir in einen richtigen Sturm. Das Meer begann am Abend des 8. August zu toben, wir konnten noch die letzten Lichter am englischen Ufer sehen. Der Sturm dauerte einige Tage ohne Unterbrechung. Unser kleines Schiffchen wurde nach oben auf die Wellenkämme geschleudert, dann wieder stürzte es in die tiefen Wellentäler. Die Bretterverschläge ächzten. Die Kleidung, die an den Wänden hing, pendelte hin und her und wurde vom Haken gerissen. Das Wasser überflutete das Deck und ergoss sich wie Regen auf die Menschen, die sich im Laderaum befanden, auf ihre Köpfe, hinter die Krägen, auf die Decken, ins Essen. Viele waren seekrank und konnten nicht essen, sie lagen stundenlang auf Felddbetten. Andere waren ungewohnt lebendig, und konnten nicht lange an einem Ort sitzen...

Am neunten Tag unserer Strapazen beruhigten sich die Naturgewalten allmählich. Alles normalisierte sich. Der Appetit kam wieder, am Heck schälten die Leute Kartoffeln und in der Schiffsküche wurde Brei gekocht. Bis zu den Azoreninseln gab es keine bedeutenden Abenteuer. Wir hatten einen ungewöhnlichen, kaum befahrenen Seeweg genommen.

Bis zum Horizont sah man keinen Dunst und keine Segel. Nur vier Tümmeler, große Delfine, die Kolumbus seinerzeit für Wassernixen gehalten hatte und enttäuscht betonte, dass ihre Schönheit stark übertrieben sei, amüsierten uns von Zeit zu Zeit, indem sie um unser Schiff herumtobten. Am 15. August um 3 Uhr 15 am Nachmittag ertönte der traditionelle, doch immer frohe, berührende und bewegende Schrei: „Land in Sicht!“ Am fernen Horizont konnte man einen kaum definierbaren Berggipfel sehen, der einer kleinen verschwommenen Wolke ähnlich sah. Möwen flogen über dem Schiff.

Auf den Azoren, im Hafen mit dem klangvollen Namen Angra-du-Eroishmu füllten wir unsere Frischwasservorräte auf und kauften ein Fass Diesel für unseren treuen Dieselmotor. Dank einer offiziellen Genehmigung wanderten wir einige Stunden durch die steilen Straßen der Stadt, bewunderten breitblättrige Bananenpalmen, bescheidene dunkeläugige Signorinas und üppige Signoras in Begleitung ihrer Diener, malerischer barfüßiger Portugiesen. Kleine Eselchen schleppten heroisch Karren mit schweren Lasten. Wir bemerkten, dass im Gegensatz zu den uns bekannten Bildern in der Heimat des Generals Salazar keine Portraits des Diktators zu sehen waren, auch keine großspurigen Parolen, welche die Vorteile des Regimes priesen, nur Plakate über einen bevorstehenden Stierkampf hingen überall. Am Abend, als die Laternen an den Hängen wie uns unbekannte Sternbilder leuchteten, gingen wir mit Begleitung der melancholischen doch angenehmen Töne des Liedes „Kurtutesi“, das unsere lettischen Freunde anstimmten, vom Anker und fuhren weiter, der Ungewissheit entgegen.

Zu beiden Seiten des Schiffes floss Seetang, den der Golfstrom aus dem Golf von Mexico mitbrachte. Die Kinder, zogen ihn mit Angelhaken an Deck und holten aus ihm kleine, hartnäckige Krabben heraus, hässliche Garnelen und manchmal auch zottelige kleine Fischchen, die sich an den kleinen Beeren der Algen festgesaugt hatten. Nachts funkelte das Meer um uns herum, der lange silberne Weg des Mondes teilte es in zwei Hälften und irgendwelche geheimnisvollen Wesen plantschten laut im dunklen Wasser. Als wir den Golfstrom verließen gerieten wir in dichten Nebel. Der Schiffsschornstein heulte und schob die milchige Wand auseinander.

Amerika kam näher. Bis zum Bostoner Leuchtturm blieben laut Seekarte weniger als 200 Meilen. Wir passierten sie ohne besondere Vorfälle.

Immer öfter dachten wir: wie wird Amerika uns, passlose, transatlantische Landstreicher empfangen?

Die meisten unserer Balten fanden in Amerika Verwandte und alte Bekannte, die uns oft besuchten.

Wir, Russen, die den größten Teil unseres Lebens hinter dem eisernen Vorhang verbracht hatten, hatten keine solchen Beziehungen. Bekanntlich kann die Welt aber nicht ohne gute Menschen existieren. Auch wir bekamen Gäste. Der gute M.V. Vischnjak mit seiner Gattin brachten uns einen Berg von Delikatessen mit. V.N. Sensinov kam. Alexandra Lvovna schrieb Briefe. E.I. Tomashevskaja eine fürsorgliche Mitarbeiterin der Tolstoy-Foundation besuchte uns mehrmals, um zu fragen, ob wir etwas brauchen. Als die amerikanischen Behörden sich ein klares Bild unserer Situation gemacht hatten, beschlossen sie, uns alle gegen Kautions in die USA einreisen zu lassen und wir geldlose Russen hätten uns wieder in einer schwierigen Lage befunden, wäre da nicht die Tolstoy-Foundation gewesen, die uns zu Hilfe kam und den nötigen Betrag bezahlte. Wir hatten die Freiheit erlangt. Ich kann Englisch seit der Universität und das Glück war mit mir. Amerika ist ein wunderbares Land, in dem jeder seinen Platz im Leben finden kann.

So hörte sich die einfache Erzählung von Vladimir Bondarenko über sein Abenteuer an... Und wie viele ähnlich ungewöhnliche Fälle gab es noch, in denen die Tolstoy-Foundation gezwungen war, sich einzuschalten!

Als am 29. März 1952 in der Früh im Hafen von New York das Schiff „General Taylor“ aus Bremerhaven anlegte war für 23 russische Flüchtlinge eine vierjährige Reise zu Ende gegangen. Muskulöse, braungebrannte, meistens junge Leute (unter ihnen war auch eine Frau mit Kind) warteten ab, bis die Fotografen und Journalisten sie gehen ließen. Dann gingen sie den schweren Landungssteg herunter und standen auf amerikanischem Boden. Auch für sie begann ein neues Leben.

Die ersten Nachrichten darüber, dass in Kalkutta 19 Personen „russischer Herkunft“ angekommen waren, die aus Sinkiang über Tibet vor den „Roten“ geflohen waren, erreichten im Sommer 1951 endlich die Tolstoy-Foundation. Von den 117 Personen, die im Herbst 1947 den Scharasumkreis im Altai verlassen hatten, wo die UdSSR an die Mongolei und China grenzt und aus der Provinz Sinkiang war nur diese kleine Gruppe am Leben geblieben. In viereinhalb Jahren hatten diese Menschen etwa 5.000 Meilen zurückgelegt, bis sie am Ufer des Ganges angekommen waren.

Wer waren diese Menschen? Woher kommen sie? Sie sind Altgläubige. Sie lebten im Altaigebiet in einer Siedlung mit dem Namen Schinkur in der Nähe der Stadt Urumtschi, wo sie Bauern waren, Vieh züchteten, Sommerweizen und Hafer säten, und

trotz der rauhen Kälte (im Winter sank die Temperatur manchmal bis unter minus 40 Grad), Tomaten und Wassermelonen anbauten. Sie lebten gut, hatten geräumige Hütten aus Rundholz, mit Schindeln bedeckt. Ihr Leben verlief so, wie es bei den Altgläubigen üblich war, patriarchalisch und einträchtig. Der Bürgerkrieg, die sibirischen Anführer und Koltshaks Feldzug waren noch frisch im Gedächtnis der älteren Generation. Doch die kommunistische Plage begann allmählich die friedliche Bevölkerung der Altgläubigen zu infiltrieren. Im Jahr 1934 erschien der junge, energische Aufklärer Jakov Malik, der später zum Vertreter der Sowjetunion in der UNO avancierte.

Die Aufklärer verwirrten die Jugend in den Städten, hier und dort gab es Aufstände. Allmählich kreisen Moskauer Berater den Gouverneur der Provinz (Duban) ein. Überall sind Fremde zu sehen. In verschiedenen Orten der Provinz kommt es zu Krawallen.

Der Kreml, folgt seiner alten Taktik, entfacht Volksaufstände und schlägt sie danach nieder. Städte und Dörfer badeten in Blut.

Zu der Zeit war die Armee des Atamans Osman Badurg noch nicht endgültig zerschlagen und er wehrte mit seinen 3000 treuen Kämpfern heroisch die Roten im nördlichen Sinkiang ab. Er war Analphabet, ein riesiger Mann, etwa 50 Jahre alt, trug eine kegelförmige Mütze aus Schafsfell, sein Bart reichte bis zum Gürtel und er hatte ein wütendes und kluges Gesicht. Er nahm die russischen Flüchtlinge auf, gab ihnen Waffen, frische Pferde, nahm sie alle in seinen Dienst auf, gab ihnen Essen und Kleidung und zahlte ihnen sogar ein Gehalt.

Zum Schutz gegen die roten Banden hatten die Einwohner von Schinkur Waffen von der Regierung Tschiang Kai-chi erhalten. Sie gingen bewaffnet zur Feldarbeit. „Mit der einen Hand säen wir, in der anderen halten wir das Gewehr“ – erzählten die Altgläubigen. Sie sahen machtlos zu, wie bei jedem neuen Aufstand mal „weiße“ russische Fähnriche der alten Zeit, die in der Tschiang Kai-chi-Armee zu Generälen ernannt worden waren, mal moslemischen Geistliche und ein anderes Mal konterrevolutionär eingestellte Kirgisen liquidiert wurden. Das sowjetische Konsulat in Urumtschi brummte wie ein Bienenkorb; Agenten kamen und gingen, änderten ihre Namen und ihr Äußeres, verschwanden – und kamen mit anderen Pässen zurück.

In den 30-er Jahren war Malik inoffizieller Herr von Sinkiang, er hatte sich den Gouverneur der Stadt völlig untergeordnet und drohte, falls etwas anders sein sollte, als Moskau es wünschte, würde die Rote Armee in die Provinz „einmarschieren“ und in den Osten „vordringen“...

1942 kam die Ehefrau von Tschiang Kai-chi in diese Gegend. Die Kommunisten verschwanden für eine unbestimmte Zeit. Doch 1945 tauchten sie wieder auf und ihre Anhänger erhoben ihre Köpfe.

„Die Konferenz in Jalta hatte ihnen Kraft verliehen“, sagten die Einwohner von Schinkur, „sie hatten endlich Boden unter den Füßen. Und wir verstanden, dass wir bald unseres Lebens nicht mehr sicher wären, doch wir wollten uns nicht kampflös ergeben zumal wir ja Gewehre und Pistolen besaßen“.

In Urumchi – der Hauptstadt dieses Gouvernements – war die russische Emigration teilweise liquidiert worden, teilweise waren die Leute gezwungen worden, sowjetische Pässe zu anzunehmen.

Unter ihnen waren viele herausragende Menschen. Einer von ihnen war russischer Konsul aus der Zarenzeit, ein 80-jähriger Alter. Man hatte ihm alles weggenommen, seine Verwandten hatte er alle verloren; die ehemalige Konsulatskirche war zu einem Lager für Büroutensilien umfunktioniert worden, die Glocken wurden zu Kanonen gegossen. Doch er blieb in der Stadt und wie früher besuchten ihn chinesische Wissenschaftler aus Peking und Shanghai. Er war im ganzen Land als Fachmann für altchinesische Literatur und chinesischer Geschichte bekannt. Als seine letzten Freunde versuchten ihn zur Flucht zu überreden, sagte er:

„Wohin? Weshalb? Ich bin zu alt. Hier habe ich mein Leben gelebt.“

Wie das Leben dieses wunderbaren Menschen endete und was mit seiner kostbaren Bibliothek geschah wird nie jemand erfahren.

Das Leben der Altgläubigen in der Siedlung Schinkur im Altai wurde immer schwieriger. Es kam der Tag, als es nicht mehr ungefährlich war, mit einem Gewehr in der Hand zu pflügen. Den ganzen Sommer 1927 gab es Aufstände, Brände, Überfälle, Morde und Plünderungen seitens der Roten. In Scharasum-Kreis wusste man nichts davon: weder, wie viel Soldaten Tschiang Kai-chi hatte, noch wer stärker war, noch ob es einen Schutz gab. Der Krieg kam immer näher, die sowjetische Armee näherte sich, Chinesen und Kirgisen stellten sich unter das Kommando von antikommunistischen Generälen. Die ersten Beamten der NKVD erschienen... In einer kalten und dunklen Herbstnacht im Oktober 1947 lieferten sich etwa hundert Männer, ein Dutzend Jungen, eine Frau und ein 9-jähriges Mädchen, ein Feuergefecht mit den Roten. Sie verließen ihre Dörfer, überquerten mit auf ihren Pferden den Fluss ohne auf die Feuersbrunst zurückzublicken, gingen sie dorthin, wo sie reguläre Truppen, die gegen die Roten kämpften zu finden hofften.

Zurück blieben nur Frauen, Kinder und Alte...

„Es fällt uns schwer zu erzählen, was diese Barbaren trieben“, erzählte mir die Mutter eines jungen Altgläubigen, die viele Tage später wie durch ein Wunder in die USA kam. Sie vergewaltigten Frauen...Einmal konnte ich einfach nicht anders, ich packte meine Schwiegertochter...“

„Ich lass euch Ungeheuer sie nicht schänden!“ In diesem Moment hätten sie beinahe mich getötet. Und was sie mit Männern getrieben haben, ...das kann ich einfach nicht aussprechen ...“

„Im Jahr 1947“, erzählte Kiprian Tschanov, Leiter dieses wunderbaren Marsches, „begann der Angriff der Roten und wir beschlossen zu fliehen. Wir waren 117 Männer, wir ließen unsere Frauen, Kinder, unser Hab und Gut zurück und nahmen nur das mit, was wir auf die Pferde packen konnten.“

Unter den Geflohenen war nur eine Familie: Ehemann, Ehefrau und ein 9-jähriges Mädchen. Der Rest ließ seine Familien zurück. Durch ein Wunder haben sowohl die Frau als auch das Mädchen diesen ungewöhnlichen Marsch, zu Fuß oder auf dem Pferd, überstanden. Sie überlebten alle Schwierigkeiten und Mühen.

Nachdem wir die Grenze überquert hatten, wurden wir von den roten Chinesen angegriffen. Wir konnten sie zurückdrängen, hatten allerdings Angst weiterzugehen. Wir versteckten uns in den Bergen um Besann. Hier überwinterten wir und blieben noch ein ganzes Jahr dort. Wir gruben Erdhütten, stellten Öfen auf. Rings um uns waren viele Wälder, also viel Holz. Wilde Ziegen, Bären – Fleisch hatten wir genug. Doch wir jagten nur, was nötig war, wir mussten Patronen sparen. Aus Ziegenfell nähten wir

Kleidung und Schuhe. Unter uns waren Schuster und Schneider. Nadeln hatten wir auch, doch keinen Zwirn. Doch wir dachten uns folgendes aus: wir dehnten und trockneten Ziegensehnen. Das Resultat war ein sehr fester Zwirn. Wir nähten viele Sachen: Jacken, Pelzjacken, Stiefel...

Streichhölzer hatten wir auch, doch wir gingen sparsam mit ihnen um. Feuer machten wir mit einem Feuerstein. Wir hatten nur wenig Geschirr, jeder nur eine Schüssel.

Wir nahmen nur wilde Bergwege. Einige Male stießen wir auf Rote. Warfen Granaten, drängten sie zurück...Wir gingen immer weiter, oft ohne zu wissen, wohin uns das Schicksal führt. Doch wir glaubten fest daran, dem roten Terror zu entfliehen und der Freiheit näher zu kommen!

Das Schlimmste auf dieser langen Reise war für uns nicht die Kälte, nicht der Hunger, nicht die wilden Tiere, sondern die Angriffe der sowjetischen, chinesischen und mongolischen roten Banditen. Über hundert solcher Überfälle wehrten wir auf unserem langen Weg abwehren. Manchmal mussten wir uns am Tag in den Wäldern verstecken oder in den Bergen, und nur in der Nacht weiter gehen. Von den 117 Menschen sind nur 23 am Leben geblieben, die es durch ein Wunder bis nach Tibet und zur indischen Grenze geschafft haben.

Wir hatten viele Hirsch und Bärenfelle dabei und wenn wir in den Berggletschern übernachteten mussten, breiteten wir sie auf dem Schnee aus, deckten uns mit ihnen zu, doch wir froren trotzdem. Vor allem hatten wir Angst um die Frau und das Mädchen, die wir dabei hatten, wir überprüften in der Nacht, wie es allen ging. Manchmal haben wir fünf Tage am Stück nicht geschlafen. Und dann schläft man tagsüber unter dem Gehen oder auf dem Pferd ein. Um nicht einzuschlafen, tat ich folgendes: ich hielt mich am Schwanz meines Pferdes fest und ließ mich ziehen – und ging...Irgendwann ging ich so lange hinter dem Pferd, das ich einschlief und einen Traum hatte: ich komme zu einer tiefen Schlucht, kann mich nicht halten und stürze hinunter... Ich erwache. Wie sich herausstellt bin ich im Schlaf umgefallen. Und glauben Sie mir, in der ersten Zeit in der Zivilisation verfolgten mich diese Träume. Berge, ewiger Schnee, das Gefühl ständiger Angst...

Wenn ich mich heute daran erinnere, wie alles gewesen war, denke ich, dass ich das ein zweites Mal nicht durchstehen würde... Man musste seine letzten Kräfte zusammennehmen und vor allem den festen Wunsch haben, vor den Roten zu fliehen. Die Pferde und Kamele, die unsere gesamte Munition schleppten, waren erschöpft. Vater und Mutter Scharapow führten das Pferd auf dem ihre schlafende Tochter angebunden war. Manchmal lagen wir unter Feuer. Manchmal hatten wir Angst vor der Bevölkerung, manchmal vertrauten wir ihr. Wir handelten instinktiv, stellten keine Fragen und sprachen nicht viel. Wir gingen und gingen, durchquerten Flüsse und Sümpfe. Wir trafen auf die wasserlosen Flächen des Gansu, auf die Hügel und Steine von Chinhei. Einmal abends überquerten wir den Großen Kaiserlichen Weg, ein anderes Mal sahen wir im Morgengrauen die ersten verschneiten Berge. Die Wüste Gobi streiften wir nur am Rand – vier Tage und vier Nächte lang waren wir dort mit unserem Wasservorrat unterwegs. Wir hatten uns Beutel aus Lammfell gemacht, in denen wir das Wasser transportierten. Damit retteten wir die Kamele und uns.

Alle unsere Pferde blieben auf der Strecke, obwohl wir auch Ersatz hatten. Wir stahlen Pferde und Kamele bei der Bevölkerung. Ein- oder zweimal haben wir Menschen Brot und Reis weggenommen. An das Fleisch haben wir uns gewöhnt und haben es verschieden zubereitet: gekocht, gebraten und geräuchert.

Und etwas Wunderbares passierte: keiner wurde krank. Doch als wir den Himalaja überquerten schwellen viele von uns an. Man sagte uns, dass Bären-galle hilft... Wir nahmen den Bären die Galle heraus, trockneten sie, brachen ein Stückchen ab, warfen es ins Wasser und tranken. Scheint, geholfen zu haben! ...

Viereinhalb Jahre wuschen wir uns nicht... Nur mit dem Schnee das Gesicht und die Hände, das war die ganze Wäsche...“

Als sie bis Tibet gekommen waren, gestattete ihnen die Regierung, einige Zeit zu bleiben. Die Waffen wurden ihnen abgenommen, erhielten jedoch Geld dafür. Die buddhistischen Mönche unterstützten sie und sie blieben 9 Monate in Laos.

Burigin, der erste Chef der Expedition, erkrankte in Laos, er wurde operiert und seine Stelle nahm der 32-jährige Kuprijan Tschanov ein. Hier kleideten sich alle neu ein und aßen sich satt.... Doch der Krieg verfolgte sie und sie vergaßen keine Minute lang, dass Tibet nur eine Atempause war und dass sie weiter mussten.

Flüchtlinge aus dem roten China, die sich ihnen angeschlossen hatten, stellten sich in Tibet als sowjetische Menschen heraus und drangen als „Opfer des Kommunismus“ in dieses Land ein. Bald begann auch in Tibet die sowjetische Propaganda. Es kam zu Unruhen und die schreckliche Bedrohung durch den NKVD.

Tibet war in diesen Monaten des Jahres 1950 eine Festung am Vortag der Kapitulation. Doch konnten die Neuankömmlinge sich hier etwas ausruhen. Viel Märchenhaftes haben die Leute in diesem Teil der Welt erlebt, wo jetzt kein Stein der geheimnisvollen Vergangenheit mehr auf dem anderen geblieben ist. Horden von Chinesen, Mongolen und Russen fegten die tausendjährigen Gedanken und den tausendjährigen Willen dieses geschützten Landes hinweg. Doch die Chinesen haben dieses Land voller Rätsel und Geheimnisse noch erleben können. Sie stiegen auf die Höhe von 18.000 Fuß und verließen den Himalaja auf Wegen, die vor ihnen kein menschlicher Fuß betreten hatte. Sie sahen Lhasa, die Stadt der Lamas und Tempel; sie spürten die seltsame Kraft und Energie in der Atmosphäre. Auch Menschen trafen sie, die es heute nirgendwo auf der Welt gibt: gelbhäutige „Prinzen“, die vor den Roten geflohen waren und sich mit ihren Schätzen, ihren Familien und einigen Vertrauten in den Bergen und an Orten versteckten, die nur mit einem Bergführer zu erreichen waren.

Was machten sie in diesem Land und wie lange sind sie dort geblieben? Sie versuchten Geld zu verdienen, indem sie Leder gerbten, wobei sie den Rohstoff bei den Chinesen kauften und das fertige Produkt an die Kirgisen verkauften.

Die Tibetische Regierung, die freundlich gegenüber Tschiang Kai-chi eingestellt war, behandelte diese Menschen mitfühlend. Auch der Konsul in Laos unterstützte sie. Nachdem sie Visa für Indien erhalten hatten, verließen sie Tibet und bewegten sich Richtung Süden, um zu Fuß die letzten 1000 Meilen nach Kalkutta zu gehen. Von keinem der Anderen, die bereits in den chinesischen Provinzen verschwunden waren, haben sie je etwas erfahren. Auch trafen sie nicht mehr auf antikommunistischen Militärtruppen. Und Ende 1951 kamen sie in Kalkutta. Die Jungen waren zu erwachsenen Männern geworden, „die Alten“ noch älter geworden, aus dem Kind Tanja Scharapova war jetzt ein Teenager...

Indien nahm sie unter der Bedingung auf, dass sie maximal drei Monate in Kalkutta bleiben würden und stellte ihnen Transitvisa aus. Sie erhielten Soldatenverpflegung. Die Tolstoy-Foundation schickte ihnen CARE-Pakete.

Aus Kalkutta kam ihr Ruf. Die Tolstoy-Foundation hatte ihnen Immigrationsvisa besorgt und brachte sie nach Amerika. Und nun, nach einer Reise, die fünfeinhalb Jahre gedauert hatte, sind sie in den USA – in der Freiheit!

Am Tor der Tolstoy-Foundation steigen aus den Autos. An der kleinen Terrasse des Hauses werden sie nach altem russischen Brauch mit Brot und Salz empfangen. In der kleinen Kirche beginnt der Gottesdienst....

Heute haben sich alle Altgläubigen gut eingerichtet, alle arbeiten. Tschanov wohnt nicht weit von der Farm der Tolstoy-Foundation. Am Sonntag kommt er mit seiner Familie in die Kirche. Er hat geheiratet und hat sechs Kinder. In der Arbeit wird er geschätzt und er ist mit seinem Schicksal zufrieden.

Gefördert durch:



Der Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Die Tolstoi-Bibliothek ist auf Spenden angewiesen.
Bitte unterstützen Sie uns durch eine steuerlich
abzugsfähige Spende auf unser Konto:

Толстовская библиотека нуждается в пожертвованиях.
Все пожертвования списывается с налогов:

Nr. 78 24 302 (BLZ 700 205 00)
Bank für Sozialwirtschaft, München
Tolstoi Hilfs- und Kulturwerk, e.V.

